

Vortrag: Moral

2023

BECOMEYOURSELF

Sehr geehrte Damen und Herren,

was ist „richtig“? – Was ist „falsch“? – Was ist „gut“? – Und was ist „böse“? – Wie verhält sich „Recht“ zu „Unrecht“? – Und vielleicht die wichtigere Frage: „Was ist Recht?“ oder: „Was ist Unrecht?“

Seit unseren jüngsten Tagen wachsen wir im Schatten des „Bösen“ auf: der böse Wolf schleicht um das Haus und sucht die sieben Geißlein, die böse Hexe will Hans und Gretel in ihrem Ofen braten, und die drei ???, Fünf Freunde und Dietrich Ingbert Carl Kronstein und Konsorten jagen unermüdlich diejenigen Bösen, die wir als Verbrecher bezeichnen; also Diebe, Betrüger, Urkundenfälscher, zunächst all jene, die ein „Geheimnis“ um sich wahren, das den misstrauischen Spürnasen im Alter zwischen 12 und 18 höchst verdächtig erscheint. Sie sind Jäger. Sie jagen den Bösen. Sie kämpfen den Kampf der Gesellschaft für die Gerechtigkeit und feiern ihre eigenen Erfolge beim wohlverdienten Festmahl, das ihnen die nette Tante, die freundliche Großmutter oder der dankbare Nachbar von nebenan dafür auftischen, dass sie der Durchsetzung von Recht und Ordnung unter die Arme gegriffen haben, indem sie der Polizei dazu verholfen, diesen oder jenen hinter Gitter zu

bringen – in das Gefängnis – wo er hinter den Mauern des Schweigens verschwindet und den schweifenden Blicken der Tugend nicht weiter zur Last fällt. Er ist weg – vom Erdboden verschluckt. Die Ordnung ist wiederhergestellt.

Wir alle lieben es einen Bösen zu finden, der unser Gutsein rechtfertigt. Denn Gutsein – das wollen wir. Wir wollen stets auf der richtigen Seite stehen und verächtlich vernügt an der Seite jener, die ebenso wohlgefällig darein blicken wie wir, auf diesen hinabblicken, der aus der Reihe tanzt. Wir verachten ihn für sein Anderssein – aber wir freuen uns auch, denn so lange er es ist, sind wir es nicht. – Wir brauchen den Ausgeschlossenen, weil wir uns sonst nicht einschließen könnten. Wir brauchen den Ausgestoßenen, weil wir uns sonst an nichts und niemandem anstoßen könnten – und Anstoß nehmen – das gerade brauchen wir – das gemeinsame Rümpfen der Nase, das gemeinsame Gelächter. Wir brauchen den Narren, um uns klüger, den Kranken, um uns gesünder, den Querdenker, um uns geradliniger, den Bösen, um uns besser zu fühlen. Es ist noch nicht allzu lange her, da brannten gerade da, wo die Guten wohnten, die Scheiterhaufen, da rollten gerade da, wo die Guten wohnten, die Köpfe – da fanden sich gerade dort, wo die Besten wohnten, die meisten Menschen ein,

um zu Ihrer eigenen Zufriedenheit das Böse öffentlich an das Kreuz zu schlagen – oder moderner – zu erhängen – zu erschießen oder eben noch moderner – nur hinter Gitter zu bringen, um die Gesellschaft vor Wort und Tat zu schützen. Wir sprechen von Recht und Unrecht – und meinen damit zunächst, dass wir das Eine verstehen, das Andere aber nicht – und, dass selbst, wenn wir es verstünden, wir es nicht akzeptieren dürften, weil dies unser eigenes Recht untergrübe. Also schlachten wir unser Opfer entweder nur aus Unverständnis, oder, im Verständnis, unser eigenes Recht rechtfertigen zu müssen. Wir müssen ihn verurteilen, weil sonst das Recht selbst infrage steht. Einerseits wissen wir also nicht, was wir tun, andererseits wissen wir, dass wir den Menschen dem Recht opfern. Das ist es also, was die Guten machen. Sie opfern die Bösen – entweder aus Stumpsinn, also Unverständnis – oder zu Ehren ihres Rechts. Doch wer bestimmt dieses Recht? – Wem opfern wir was und wieviel? Wer hat das Recht oder die Pflicht, uns zu sagen, was „Recht“ ist? Die Bösen handeln nach eigenem Recht. Deswegen ja nannte man sie böse, weil sie das Recht der andern brachen. Die Frage, die ich nun stelle, ist: Vor wem haben wir uns eigentlich mehr zu fürchten – vor den Bösen? – Oder vor den Guten? – oder, vielleicht

noch provokanter, aber dafür umso verständlicher gefragt
– vor dem Unrecht? – oder vor dem Recht? –

Ich gebe zu, dass diese Frage sich ohne weiteres nicht beantworten lässt. Denn was ist schon „gut“? – Was ist schon „böse“? In Filmen und Geschichten scheint dies meistens im Voraus geklärt zu sein. Der Feind ist eben böse. Darum, dass er unser Feind ist, kämpfen wir gegen ihn, und darum, dass wir gegen ihn kämpfen, ist er böse. Es scheint sehr einfach – vielleicht zu einfach, denn – Ist er böse, weil wir gegen ihn kämpfen, oder kämpfen wir gegen ihn, weil er böse ist? – Das ist zunächst vielleicht ein wenig verwirrend, und doch trifft es das Problem auf den Punkt. Denn die eigentliche Frage lautet: Ist das „Böse“ ein Teil von uns oder nicht? – erkennen wir also im Feind das Böse, weil wir es schon kannten – von uns selbst schon kannten – oder ist er nur deshalb böse, weil er eben unser Feind ist – also eine fremde Macht, die uns zu gefährden droht. Die Frage lautet also auch: Sind wir selbst Teil des Problems, oder ist das Problem immer der Andere? Können wir das Böse vernichten, indem wir den Anderen vernichten, oder müssen wir es akzeptieren und mit ihm umzugehen lernen, weil wir eben nur den Anderen, aber nicht das Böse aus der Welt werfen können? – Aber auch hier müssen wir die Gegen-

frage stellen: Ist vielleicht gerade unser Feind unmöglich böse, weil diese Kategorie nur auf unseresgleichen zutrifft, also nur diejenigen, die mit uns kämpfen, gut oder böse, in Bezug auf unsere Gemeinschaft sein können? In dem Fall wäre der Feind ein Dritter, der außerhalb dieser Bewertung stünde, der also weder gut noch böse wäre, sondern eben einfach unser Feind. Könnten wir also nur dort von Gut und Böse reden, wo wir gleiche Vorstellungen und Sitten überhaupt voraussetzten? – Wo wir also ein gemeinsames Koordinatensystem annähmen? Dies zumindest würde erklären, warum wir Tieren die Fähigkeit absprechen, (in unserem Sinne) gut oder böse zu sein – denn wir könnten unmöglich annehmen, dass sie das Gleiche wie wir darunter verstünden. Doch heißt das natürlich nicht, ihnen grundsätzlich eine gegenseitige Wertung abzuschreiben, gerade weil es anders herum unmöglich erscheint, dass sie unter sich keine Annahmen trafen, bezüglich derer sie gut oder böse sein könnten. Könnte ein Tier also doch vielleicht „gut“ oder „böse“ sein? – Ja, nicht in Bezug auf das Leben in menschlicher Gemeinschaft, aber vielleicht in Bezug auf das Leben seiner Gemeinschaft? Und müssen wir also nicht eher fragen: Was ist „gut“ oder „böse“ in Bezug worauf? – Und ich möchte weiter fragen – und diesmal

müssen wir scharf überlegen und uns vielleicht in Zeiten der frühen Kindheit zurückträumen – wer ist eigentlich der Böse? – Ist es der Schwache, der in seiner Schwäche der Gemeinschaft schadet? – Der in seiner Schwäche der Versuchung zum Bösen unterliegt; und verstohlen und voller Reue und Zweifel, die eigens empfundene Schuld wie ein Banner auf der Stirn trägt? – Der sich selbst dazu zwingen muss, sich nicht anzuzeigen, weil ihn das Gewissen wie ein schuldiges Kind plagt? – Wurde für diesen das Wort Bosheit geschöpft? Es fällt mir schwer ihn als böse zu bezeichnen, weil er sein eigenes Böses verurteilt; deswegen, weil er eigentlich ein Guter ist. Ist der Böse nicht vielmehr jener, der höhnisch und spöttisch gerade das Böse will, nicht, weil er schwach wäre, sondern, weil er es gerade als den Gegensatz zum Guten für sich in Anspruch nimmt? Aus Stärke? – Hochmut? Er will also bewusst die Umkehrung dessen, was gut genannt wird. Er existiert also nur als Gegensatz zum Guten. Er ist also ohne das Gute völlig undenkbar. Und wie er ohne das Gute undenkbar wäre, so stellt sich natürlich die Frage, in welchem Bezug dieses Gute, zu seinem Bösen steht. Zunächst in Feindschaft – denn gerade als Feind des Guten erhebt sich dieses Böse. Es wird vom Guten also auch bekämpft wie ein Feind, und in diesem

Fall ist es böse, weil es eben der Feind ist. Doch da dieses Böse sich unmittelbar aus dem Guten schöpft, ist es unmöglich nur böse, weil es Feind ist – vielmehr ist es gleichermaßen ein Teil des Guten, und damit wird es auch Feind, weil es eben als Böses erkannt wird. Das Böse zeugt vom Zwiespalt im Guten. Es ist also Reaktion und nicht Aktion – und aus diesem Verständnis des Bösen erklärt sich seine nötige Opferung. Diese Bösen sind Abfallprodukte der Ordnung des Guten. Bejahen wir die Ordnung, bejahen wir die Abfallprodukte, bejahen wir die Opferung.

Zeugt das Böse also gerade von den Schattenseiten des Guten? Mit welchem Recht aber verurteilen die Guten dann die Bösen? Mit welchem Recht verurteilen sie einen Teil von sich selbst? Mit welchem Recht opfern sie die Bösen? – Mit dem Recht des Stärkeren? – gewiss – mit dem Recht der Besseren? – fragwürdig – dann aber würden sie auf der einen Seite verurteilen, was sie auf der anderen Seite ausüben – das Recht des Augenblickes, das Recht dessen, der Recht nicht anwendet, sondern schafft.

Zuletzt nun, (bevor wir versuchen in diesem Chaos ein wenig Ordnung zu schaffen), müssen wir eine letzte Frage aufwerfen: Solange nur der Feind das Böse ist, stellt sie sich

nicht; weil er schlicht das Andere, Fremde ist; ist aber das Böse im Feind erkannt, weil es Teil von uns selbst ist, müssen wir uns fragen, warum nun der Feind böser ist als wir, obwohl wir doch erkennen, dass er einer von uns ist – und die einfachste Antwort auf diese Frage ist nun, dass er es sich so gewählt hat, dass es sein freier Wille war, der ihn böse machte – und natürlich ist das eine Ansicht der Guten, die sich im Spiegel des Bösen sehr gerne zugestehen, das Gute ebenso frei gewählt zu haben, wie der Böse das Böse – die im Bösen ihr Gutes rechtfertigen, aber nicht hinterfragen. Ohne das Böse wäre der Gute nie auf den Gedanken gekommen, sein eigenes Gutes als frei gewählt zu betrachten (wie er überhaupt nie auf den Gedanken gekommen wäre, sich als gut zu erkennen); doch das eigene Verständnis, sich bei der Wahl zwischen Gut und Böse für das Gute entschieden zu haben, besitzt ohne Zweifel einen gewissen Reiz – es vereinfacht die Verurteilung der Bösen, die ja nicht böse hätten sein müssen. Sie haben sich frei dazu entschieden, und dürften sich damit auch der Konsequenzen bewusst gewesen sein – sie müssten sich also selber verurteilen, und nur als Vorsichtsmaßnahme sozusagen, übernimmt der Gute das Geschäft, wissend, dass nicht jeder die Stärke besitzt, das Recht auf sich selbst an-

zuwenden. Es scheint oft selbstverständlich, Tieren den freien Willen (zumindest in Bezug auf uns) abzuspochen. Wir tun dies, weil wir sie nicht für fähig erachten „gut“ oder „böse“ (in Bezug auf uns) zu sein. Halten wir aber die Behauptung aufrecht, dass sie (vielleicht) bezüglich ihrer Art und Lebensgemeinschaft sehr wohl einen Unterschied zwischen „gut“ und „böse“ zu begreifen verstünden, gäbe es keinen Anlass ihnen in Bezug auf ihr „gut“ und „böse“ einen freien Willen abzuspochen. Warum nun ist die Frage nach dem freien Willen von Bedeutung? – Weil seine Unterstellung die Grundlage für eine Verurteilung bietet. Wo wir ihn annehmen, dort urteilen wir auch; das heißt, wir setzen ein „gut“ und ein „böse“ – heißt: die Anerkennung des freien Willens in Bezug auf uns und eine Einordnung von „gut“ und „böse“ sind hier nicht ohne einander zu denken. Ohne ein „gut“ und ein „böse“ gäbe es demnach keinen freien Willen, und ohne einen freien Willen kein „gut“ und „böse“; heißt: wem wir den freien Willen absprechen, dem sprechen wir ab, in Bezug auf uns „gut“ oder „böse“ sein zu können. Die Guten verurteilen den Bösen, weil sie davon ausgehen, dass er besser hätte sein können.

Ist der Feind böse, so wird er und mit ihm sein Böses bekämpft. Das ist der Kampf, den Bakterien, Pilze, Pflanzen,

Tiere und Menschen Tag für Tag überall kämpfen, wo sich Leben ereignet. Das Böse liegt in der Bedrohung, der Gefahr, dem Grauen und der Todesangst, die wie Schatten dorthin geworfen werden, wo das Auge des Jägers streift. Ist aber das Böse in uns und unter uns, wie das Gute, kämpfen wir einen Kampf mit uns selbst. Gut oder böse sind nur unseresgleichen und auch nur sie haben die Wahl zwischen jenem „gut“ und diesem „böse“. Sie allein haben den freien Willen, sich für unser „gut“ oder unser „böse“ zu entscheiden, weil sie zu wissen hätten, was unser „gut“ und was unser „böse“ ist.

Was nun aber ist unser „gut“? Was ist unser „böse“? Und – wer sind unseresgleichen? – Wen können wir verurteilen? – Über wen dürfen wir richten? – Was ist richtig? – Was ist falsch? – Und warum überhaupt stellen wir uns diese Fragen? – Wir leben in einer Demokratie, und jeder hat das Recht über alles zu urteilen – jeden und alles zu verurteilen – und davon machen die meisten Menschen, ob sie Ahnung haben oder nicht, auch Gebrauch. Die einen sagen, hohe Steuern sind richtig, weil wir das Geld für unsere Kranken, Schwachen und Armen brauchen, die andern sagen, niedrige Steuern sind richtig, weil dann niemand arm wird. Die einen sagen, die Einwanderung ist richtig, weil

wir Menschen Möglichkeiten schaffen und selbst Arbeitskräfte gewinnen, die andern sagen, wir zerstören nachhaltig unser Land, weil wir eine kulturelle Überfremdung vorantreiben, die kein Zurück kennt. Die einen sagen, wir müssen auf Verbrennungsmotoren verzichten, um den CO₂ – Ausstoß zu minimieren und den Klimawandel abzuschwächen – zumindest den anderen Ländern als Vorbild vorangehen und Nachahmung provozieren – die andern sagen, wir zerstören durch allzu schnelles Eingreifen in den Markt, nur unseren Wirtschaftsstandort und verarmen, während unser Einfluss auf die Weltwirtschaft im gleichen Sturzflug sinkt. Die einen sagen, die Corona Maßnahmen waren vollständig gerechtfertigt, um Leben zu retten, die anderen sagen, wenn sie nicht die Existenz des Virus überhaupt bestreiten, man dürfe die Freiheit einer Gesellschaft nicht einigen wenigen älteren Menschen opfern – das sei unverhältnismäßig. Die einen sagen, dass es richtig ist, dass wir Waffen in die Ukraine schicken, um ihren Unabhängigkeitskrieg gegen einen unberechenbaren Aggressor zu unterstützen, die andern sagen, dass wir, den von Russland begonnen Krieg zwar verurteilen müssen, aber nicht durch Waffenlieferungen aufheizen dürfen, noch andere stellen überhaupt in Frage, dass Russland die Ukraine überfallen habe und

heben hervor, dass in der Ukraine der Konflikt schon seit Jahren herrsche und Russland nur habe eingreifen müssen, um seine russischen Staatsbürger in der Ukraine vor den Angriffen der ukrainischen Regierung zu schützen. Nehmen wir unser Verständnis als Bürger dieser Republik ernst, müssten wir in der Lage sein, zu entscheiden, was in diesen Beispielen einem richtigen Verhalten entspräche – und was nicht, denn schließlich sind wir Bürger dieses Staates wie jeder Andere und tragen die gleiche Verantwortung für die Entscheidungen, die seine Vertreter treffen und umsetzen. Es wäre unsere Pflicht, denn so verlangt es das Prinzip der Demokratie, unsere Kritik so laut zu äußern, wie es ihrer Schärfe entspricht und nicht eher abzulassen, bis wir alle anderen überzeugt, oder unsere eigene Einstellung geändert hätten. Das erwartet die Demokratie von jedem Einzelnen. Wer sich nicht beteiligen will, muss ertragen, was der Rest entscheidet. Er hat sein Los in dem Augenblick gewählt, in dem er sich dagegen entschied, am Prozess der Entscheidung teilzuhaben. Wir könnten natürlich das Prinzip der Demokratie an sich in Frage stellen. Es würde uns aber nicht der Verantwortung entziehen, unseren eigenen Vorstellungen mit den Mitteln, die wir für nötig und richtig halten, zur Geltung zu verhelfen – im Gegenteil

– die Last der Verantwortung wächst mit der Schärfe der Kritik. Halten wir das Prinzip der Entscheidungsfindung aber an sich schon für schädlich, die Entscheidungen ohnehin allesamt, müssten wir dementsprechend klar handeln. Dem Handeln liefe aber eine Einschätzung der Lage zuvor. Wir handelten also erst, wenn wir uns über Richtig und Falsch klar geworden wären, wenn wir Falsches verhindern und Richtiges befördern wollten. Ich habe diesen Streifzug in aktuelle politische Fragestellungen gewählt, um auf den Zusammenhang zwischen Wertung und Handlung im Großen aufmerksam zu machen. Natürlich werten wir andauernd – in ganz alltäglichen Situationen – ständig und überall. Wir fragen uns, ob es richtig oder falsch ist, dem Bettler Geld in seinen Pappbecher zu werfen, diesen oder jenen zuerst zu begrüßen, jemanden zu schlagen, die Hausaufgaben zu machen, zu lügen, im Zug aufzustehen, wenn eine ältere Frau keinen Sitzplatz findet. Betrachten wir jede Situation einzeln könnten wir zu dem Schluss kommen, dass wir erst eine Wertung vornehmen und dann dementsprechend handeln. Wir treffen eine Entscheidung und bewegen uns dann wie ein Motor, bei dem der Startknopf gedrückt wurde. Diese Perspektive brauchen wir, und ich werde im Folgenden darauf zurückkommen. Doch

ich möchte kurz darauf hinweisen, dass es fast zu einfach erscheinen muss, zwischen dem Gedanken und der Bewegung, der Tat, eine Ursächlichkeit aufzubauen, die sich zeitlich so einordnet wie gerade beschrieben. Was hindert uns daran, die zeitliche Reihenfolge zu vertauschen? – In dem Fall stünde die Tat fest, und wir würden einen Gedanken konstruieren, um unser Tun vor uns selbst zu erklären. Nietzsche schreibt dazu: „Alle Handlungen müssen erst mechanisch als möglich vorbereitet sein, bevor sie gewollt werden. Oder: der „Zweck“ tritt im Gehirn zumeist erst auf, wenn alles vorbereitet ist zu seiner Ausführung. Der Zweck ein „innerer“ „Reiz“ – nicht mehr.“(Friedrich Nietzsche: Der Wille zur Macht)

Doch ich möchte nicht vorgreifen. Mir ging es an dieser Stelle nur um den eindeutigen Zusammenhang zwischen Werten und Handeln. Wo wir werten, dort handeln wir, und wo wir handeln, da werten wir, die Reihenfolge ist zunächst ohne Belang. Die Frage nach „Richtig“ und „Falsch“ ist also deshalb von Bedeutung, weil sie uns unser unbewusstes Handeln erklärt und unser bewusstes Handeln begründet – oder rechtfertigt. Was wir tun, ohne darüber nachzudenken, muss in diesem Augenblick einem Richtig entsprechen, weil wir es sonst nicht getan hätten; was wir

nach dem Denken tun, muss auf unserer Vorstellung vom Richtigen aufbauen, die wir durch Analyse unseres unbewussten Handelns und durch unser Denken gewonnen haben. Die Frage nach „Richtig“ und „Falsch“ versucht also in beiden Richtungen unserem Handeln auf den Grund zu gehen. Auf der einen Seite beobachtet sie das, was ist – und verfolgt unser Unbewusstes in die Urzeiten menschlicher Evolution, um dort jenes „Richtig“ zu finden, das uns handeln ließ, auch wenn es uns selbst in dem Augenblick nicht bewusst war. Auf der anderen Seite sucht sie den Maßstab zukünftigen Handelns in den Bildern und Gedanken, die unser Denken im Hier und Jetzt prägen. Wir haben vorhin die Verknüpfung von „Gut und Böse“ und dem freien Willen erkannt. Hier müssen wir dem hinzufügen, dass eine umfängliche Analyse der Frage nach Gut und Böse oder Richtig und Falsch, eine Analyse, die Bewusstes wie Unbewusstes umfasst, darauf hinausläuft, die Variable (unberechenbare Größe) freier Wille aus dem Gleichungssystem menschlichen Handelns hinauszukürzen. Wir hatten sie eingeführt, um aus der Perspektive der Guten, das Böse der Bösen zu erklären. Wir hatten darauf hingewiesen, dass er eine Konstruktion ist, die ihren Sinn darin erfüllt, eine Opferung der Bösen zu rechtfertigen, da er das Böse auf die

Bösen beschränkt – das Böse sozusagen individuell zuweist und damit eine kontrollierte Vernichtung ermöglicht. Er stellt die Grundlage zur Verurteilung, weil er der Annahme Ausdruck verleiht, dass der Böse aus keiner Notwendigkeit böse wurde – er stellt die Grundlage der Schuldzuweisung. Hier nun löst er sich aber im Spannungsfeld zwischen Unbewusstem und Bewusstem auf. Das Unbewusstsein tut das Gute, das Bewusstsein wählt das Gute, auch wenn es aus der Perspektive anderer das Böse ist. Wir sprechen also bei dem Bösen, der das Böse gerade als Gegensatz zum Guten will, von einem Guten, der nur ein anderes Gutes will, das vielleicht aus der Sicht der anderen ein Böse ist. Das Unbewusstsein für jede Handlung verantwortlich zu machen, die dem bewussten „richtig“ offensichtlich zuwider läuft, scheint zunächst vielleicht ein wenig einfallslos, aber da das Unbewusste schlichtweg alles umfasst, was uns eben nicht bewusst ist, doch auch nachvollziehbar. Dem Unbewusstsein grundsätzlich das „Richtige“ zu unterstellen, scheint nur so lange unverständlich, wie wir das „Richtig“ und „Falsch“ unseres Bewusstseins von dem unseres Unbewusstseins nicht zu trennen wissen. Sobald wir in der Analyse des Menschen aber den unweigerlichen Schluss zulassen, dass er wie jedes Tier der Erde seiner Vorfahren,

ihrer Instinkte und Triebe ist, und ein „richtig“ und „falsch“ in Abgrenzung zu diesen Trieben, einerseits zwar zwingend notwendig ist, andererseits aber Irrungen und Wirrungen herbeiführen muss (wie wir später sehen), scheint eine Akzeptanz dessen, was nicht zu ändern ist, Grundlage für menschliches Verständnis überhaupt zu sein. Was uns an dieser Stelle in das Auge fallen muss, ist die erstaunliche Tatsache, dass sich das unbewusste Handeln einer Wertung von „richtig“ und „falsch“ in dem Sinne entzieht, wie wir es bei allen Tieren festgestellt haben. Wir werten Tiere nicht, weil wir nicht davon ausgehen können, dass sie ein Gleiches richtig und falsch oder gut und böse wie wir besitzen. Blicken wir nicht mit dem gleichen Unverständnis auf das Tier in uns? – Jenes Urwesen, das so tief in uns vergraben liegt, dass es sich unserem Verständnis verschließt? – Jenes Unbewusste, das wir leugnen, verfluchen, geißeln und zwingen können, das aber immer ein Teil, vielleicht der Teil, von uns bleibt? – Unbewusstes Handeln verschließt sich unserer Wertung wie das Handeln eines Tieres. Und ist das so erstaunlich? – Es ist das Handeln eines Tieres – und dies ist an dieser Stelle keinesfalls wertend zu verstehen – vielmehr vollständig unwertend, gerade weil wir nicht über unser Verständnis hinaus werten können.

Fassen wir also kurz zusammen: Handeln wir unbewusst, also ohne bewussten Willen, so handeln wir wertungsfrei bezogen auf das Gut unseres Bewusstseins; handeln wir bewusst, so handeln wir in unserem Sinne gut. Das Böse kann niemand wollen. Der Böse will ein anderes Gutes als der Gute. Und damit erkennen wir nun, dass Gut und Böse und Richtig und Falsch nicht für sich, sondern nur in Bezug auf etwas existieren können. Was der Eine für Gut hält, hält ein Anderer für böse. Was der Eine für richtig hält, hält der andere für falsch – aber nicht, weil der Eine das Gute will, der Andere aber das Böse, sondern weil der Eine schlicht etwas Anderes will als der Andere. Nicht die Demokratie, nicht die Aristokratie, nicht die Technokratie, nicht die Monarchie, nicht die Diktatur, nicht die Menschenrechte, nicht die bürgerliche Freiheit, nicht der Kommunismus, nicht der Sozialismus, nicht der Nationalismus, nicht der Kapitalismus, nicht die Globalisierung, nicht die Digitalisierung, nicht die Einwanderung, nicht der Krieg, nicht einmal Mord und Totschlag, Diebstahl und Raub sind aus sich heraus – ihrem Wesen nach – richtig oder falsch oder gut oder böse. Sie sind es nur in Bezug auf etwas – hier auch in Bezug aufeinander. Die Demokratie ist gut für inneren Frieden, bürgerliche Freiheit und Ruhe, aber

schlecht für schnelle Entscheidungen und langfristige Vorhaben. Die Diktatur ist gut für schnelle Entscheidungen und langfristige Vorhaben, aber schlecht für ein friedliches und freies Miteinander. Der Nationalismus ist gut, um sein Land gegen Feinde zu verteidigen, aber schlecht, für ein friedliches Miteinander der Weltgemeinschaft. Die Menschenrechte sind gut für jene, die Schutz brauchen, schlecht für jene, die andere ausbeuten. Der Krieg ist schlecht für Wachstum und Entwicklung, aber er bringt Bewegung und das Chaos gebiert Neues. Der Raub ist gut für den Räuber, aber schlecht für den Beraubten. Ich könnte dieses Spiel unendlich lang fortsetzen. Doch ich will nur aufzeigen, dass es niemandem weiterhilft dieses oder jenes als richtig oder falsch oder gut oder böse zu bezeichnen. Wir würden all diese Schlagwörter nicht nennen können, hätten sie nicht in irgendeiner Zeit ihre Berechtigung gefunden; würden sie nicht immer noch eine Berechtigung finden. In der Monarchie war der Sozialist, im Sozialismus der Demokrat, in der Demokratie der Nationalist, und im Nationalismus der Weltbürger, der Böse. Der Böse von heute, ist der Gute von morgen.

Wir haben also erkannt, dass der Böse eigene Ziele verfolgt, die den Zielen der Guten widersprechen. Wir haben

erkannt, dass ein Gut und ein Böse nur in Bezug auf dasselbe in ein Verhältnis gesetzt werden können. Wir haben erkannt, dass unbewusstes Handeln im Sinne bewusster Wertung wertungsfrei ist, dass bewusstes Handeln sich den eigenen Vorstellungen vom Guten unterwirft. Die Welt und auch das menschliche Leben scheinen recht einfach zu sein – trotz unseres verständnislosen Blickes auf unser Unbewusstes – denn immerhin wissen wir, was Richtig ist – und doch müssen wir erkennen, dass es nicht so ist; dass es nicht immer einfach fällt, das Richtige zu finden. Woran liegt das nun? – Ganz einfach. – Weil wir ein Richtig gar nicht kennen; weil sich in uns verschiedene Bezugssysteme entwickelt haben, die alle ein Richtig fordern, das sich in seiner Vielfältigkeit andauernd widerspricht. Da wird das eine Richtig zum anderen Falsch und wir sehen ganz deutlich, dass das Böse tatsächlich ein Teil von uns ist; insofern, als dass wir verschiedene Gut mit uns herumtragen.

Unser Verständnis von Gut und Böse ist unsere Moral (lat. *moralis*: die Sitte betreffend; lat. *mos*, *mores* Sitte, Sitten). Wir kommen nicht umhin, diese Moral als ein Produkt evolutionärer (entwicklungsbiologischer) Vorgänge zu betrachten – das heißt, dass ihre Elemente sich unter bestimmten Voraussetzungen in unserer Art bilden mussten,

um ein Überleben zu sichern. Das heißt, dass sie sich in Bezug auf ein gemeinsames und damit nur bedingt individuelles Überleben gebildet hat. Das eine erfordert Kooperation, das andere erzwingt eigentlich Konkurrenz. Die Einordnung des individuellen Überlebens unter das Überleben der Art ist deswegen bemerkenswert, weil „[i]nnerhalb eines Darwinschen Rahmens (...) die Konkurrenz natürlich keine besondere Erklärung [erfordert], die Kooperation aber schon.“(M.T., 24). Das heißt, dass nur besondere evolutionäre Umstände Kooperation hervorbringen, weil sie als eine „evolutionär stabile Strategie nur dann aufrechterhalten werden [kann], wenn sie der reproduktiven Fitness der beteiligten Individuen nicht allzu abträglich ist (Altruismus (Uneigennützigkeit) wird von Evolutionsbiologen – humorvoll (...) – definiert als „das, was sich nicht entwickeln kann.““ (M.T., S.38-39). Wir erkennen also Konkurrenz und Kooperation als die Achsen evolutionärer Entwicklung in der Gemeinschaft höherer Lebewesen. Auch die Moral muss sich in diesem Spannungsfeld bewährt haben und es fällt sogleich auf, dass wir sie als ein Produkt der Kooperation einordnen können, da sie grundsätzlich Regeln aufstellt, der die reine Konkurrenz niemals bedarf. Wo ich dich fresse oder du mich, und wir

beiden wissen, dass es nicht anders sein kann, gibt es keine Ordnung oder Regeln und infolge dessen keine Wertung, weil es keinen gemeinsamen Bezugspunkt gibt. Entweder stirbst du oder ich. Die Moral geht also aus einer bestimmten Art der Kooperation hervor. Wollen wir uns einer „Naturgeschichte der menschlichen Moral“ (gleichn. Buchtitel von Michael Tomasello, 2016) nähern, müssen wir versuchen das menschliche Gemeinschaftsleben, also die Arten menschlicher Kooperation, in die Geschichte zurückzuverfolgen. „Das tun wir, indem wir versuchen – so gut, wie wir es vermögen –, das Sozialleben des letzten gemeinsamen Vorfahren des Menschen und anderer Menschenaffen zu beschreiben, der vor sechs Millionen Jahren irgendwo in Afrika lebte. Als zeitgenössische Modelle nutzen wir das Sozialleben der nächsten lebenden Verwandten des Menschen, nämlich der Menschenaffen, insbesondere dasjenige der allernächsten lebendigen Verwandten des Menschen, nämlich von Schimpansen und Bonobos (...)“ (M.T., S.38-39) Wir halten fest: „Sowohl Schimpansen als auch Bonobos konkurrieren rund um die Uhr mit anderen Gruppenmitgliedern. Dieses Verhalten findet nicht nur in einem direkten evolutionären Sinne von Konkurrenz statt, also um Gene weiterzugeben, sondern es wird ganz direkt

um Nahrung, Paarungspartner und andere wertvolle Ressourcen gewetteifert.“(M.T., S.39-40) „Interessanterweise geht es bei beiden Spezies in vielen Konkurrenzsituationen nicht unmittelbar um den Zugang zu einer Ressource, sondern vielmehr darum, daß ein Individuum einfach seine Dominanz gegenüber einem anderen behauptet – was sich dann in einem leichteren Zugang zu Ressourcen verschiedener Art in der Zukunft niederschlägt. Dominanzkämpfe fungieren daher als eine Art Stellvertreter für Kämpfe um Ressourcen.“(M.T., S.40)

„Die vorherrschendsten Formen der Kooperation unter Schimpansen [...] wurzeln im Konkurrenzkampf unter Männchen. Schimpansenmännchen halten kurzfristige Bündnisse und langfristige Allianzen aufrecht, um ihren Dominanzstatus innerhalb der Gemeinschaften zu verbessern und ihre Gebiete kooperativ gegen fremde Männchen zu verteidigen. Andere hervorstechende kooperative Tätigkeiten, beispielsweise das Lausen und das Teilen von Fleisch, sind mit diesen Zielen strategisch verbunden. Weibchen sind deutlich weniger sozial als Männchen, und sie kooperieren auch nicht so weitgehend. Dennoch beinhalten die auffälligsten Beispiele für Kooperation bei Weibchen ebenfalls Konkurrenzkämpfe, da die Weibchen

manchmal kooperieren, um die Kinder von Rivalen zu töten.“ (M.T., S.46) „In kognitiver Hinsicht sind Schimpansen und Bonobos auf Konkurrenz gepolt (...), es ist eine Art machiavellischer Intelligenz“ (M.T., S.40-41) Was bedeutet das? „Der (...) Begriff Machiavellismus wird (...) als abwertende Beschreibung eines Verhaltens gebraucht, das zwar raffiniert, aber ohne ethische Einflüsse von Moral und Sittlichkeit die eigene Macht und das eigene Wohl als Ziel sieht.“(Wikipedia) Es fällt uns schwer die Wurzeln menschlich – moralischen Zwiespalts in diesem Raubrittertum zu finden. Doch auch Schimpansen und Bonobos weisen in Ansätzen auf weitere Facetten ihres Wesens hin. „Individuen helfen oder teilen mit denen, für die sie eine prosoziale Emotion des Mitgefühls empfinden – das heißt denjenigen, von denen sie abhängig sind –, und die Empfänger helfen ihnen oder teilen mit ihnen dann im Gegenzug, weil sie jetzt Sympathien für sie empfinden (auf der Grundlage ihrer eben erst begründeten Abhängigkeit von ihnen).(...) Für den vorliegenden Zweck ist der entscheidende Punkt, dass den Reziprozitätsmustern (Reziprozität = Wechselseitigkeit) bei Menschenaffen auf der Verhaltensebene nicht irgendeine Art von impliziter Übereinkunft oder Vertrag mit Bezug auf Reziprozität zugrunde liegt, und noch viel

weniger irgendeine Art von Urteil mit Bezug auf Fairness oder Billigkeit, sondern nur das interdependenzbasierte (Interdependenz = gegenseitige Abhängigkeit) Mitgefühl, das in beiden Richtungen wirkt. Ein solches Mitgefühl ist die einzige prosoziale Einstellung von Menschenaffen und anderen Primaten (...)"(M.T., S.45) „[Es] veranlasst sie, Hilfe zu leisten, wenn die Kosten nicht zu hoch sind.(M.T., S.54) Die Frage ist nun, ob sich an die unternommene Hilfeleistung auch eine Erwartung knüpft. „Während die (...) reaktive Einstellung des Grolls von einer Person gegenüber einer anderen zum Ausdruck gebracht wird, um gegen eine unfaire (oder sonstwie unverdiente) Behandlung zu protestieren, erleben Menschenaffen möglicherweise etwas, was der sozialen Wut nahekommt. Das wäre ein erster Schritt, der die allgemeine Säugetieremotion der Wut in eine spezifisch soziale Form der Wut darüber verwandelt, von jemandem schlecht (ohne Mitgefühl) behandelt worden zu sein, zu dem man in einer wertvollen Beziehung steht.“(M.T., S.58) Auch wenn den Menschenaffen vorher ein Gerechtigkeitsempfinden schlichtweg abgesprochen wurde, kommen wir doch nicht umhin in dieser sozialen Wut, ein erstes Anzeichen für eine klare Wertung darüber zu entdecken, dass sie sich enttäuscht fühlen, wenn ihnen jemand,

dem sie selbst auf der Grundlage einer empfundenen Abhängigkeit geholfen haben, den Rücken zuwendet und das Mitgefühl nicht erwidert. Sie hatten es nicht erwartet. Sie hatten anderes erwartet. Sie hatten ein Gefühl dafür, was sie erwarteten, und ihre Erwartung wurde enttäuscht. Sie fühlen sich verraten oder betrogen. Aber warum? – Weil sie davon ausgingen, dass der andere ihre Abhängigkeit voneinander genauso einschätzen würde, wie sie selbst. „Ihr habt den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht, und Vieles ist in euch noch Wurm. Einst wart ihr Affen, und auch jetzt ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe.“ (Nietzsche: Also sprach Zarathustra, S.5) Betrachten wir das Verhalten der Affen, so kommen wir nicht umhin fundamentale Gemeinsamkeiten aufzufinden. Doch zu dem, was wir als Moral verstehen, einem Richtig und Falsch, einem Sollen, das das Denken fesselt und Handeln erzwingt, fehlt noch etwas. „(...) Die Urszene der Moral (...) ist keine solche, in der ich etwas für Dich tue oder du etwas für mich tust, sondern eine, in der wir etwas gemeinsam tun.“ (M.T., S.67)

„Wie immer in der Evolution war der Auslöser eine ökologische Veränderung. Vor etwa zwei Millionen Jahren erzeugte eine globale Periode der Abkühlung und Austrocknung eine Ausdehnung offener Landschaften und eine

Ausbreitung (...) [bodenlebender] kleiner Affen (zum Beispiel Paviane), die Homo im Kampf um viele Ressourcen wahrscheinlich austachen. Das bedeutete, dass die bevorzugten Nahrungsmittel der Frühmenschen (Früchte und andere nahrhafte Pflanzen) knapp wurden und man Alternativen brauchte. Die Ausbeutung großer Kadaver, die von anderen Tieren getötet wurden, wäre für Bündnisse von Individuen eine solche Alternative gewesen. Aber ab einem bestimmten Punkt starteten die Frühmenschen aktive Versuche, Großwild zu jagen. (...) Während andere Menschenaffen den größten Teil ihrer Nahrung hauptsächlich durch auf sich gestellte Anstrengungen erlangten (...), beschafften sich die Frühmenschen diese hauptsächlich durch gemeinschaftliche Bemühungen. Und bedeutsamerweise hatten sie keine oder nur wenige zufriedenstellende Alternativmöglichkeiten, wenn die Zusammenarbeit fehlschlug. Die Zusammenarbeit war obligat. Das bedeutete, dass die Individuen viel stärker, akuter und umfassender wechselseitig voneinander abhängig waren als andere Menschenaffen: Sie mussten mit anderen täglich zusammenarbeiten oder verhungern.“ (M.T., S.73-74) „Nur Individuen, die gut mit anderen zusammenarbeiten konnten, aßen auch gut und gaben ihre Gene erfolgreich weiter, (...) weshalb die so-

ziale Selektion (Auslese) guter Kollaborateure (Verräter) entstand.“ (M.T., S.75) „Und daher dehnte sich bei den Frühmenschen die mitfühlende Anteilnahme und Hilfe über Verwandte und Freunde hinaus auf gemeinschaftliche Partner im Allgemeinen aus, unabhängig von jeglicher persönlicher Verbundenheit oder persönlicher Kooperationsgeschichte. Und von Individuen, die einen gewissen Sinn für die Zukunft hatten, verlangte die Logik der Interdependenz, dass sie auch potenziellen Partnern außerhalb der eigentlichen gemeinschaftlichen Tätigkeit halfen, weil sie sie vielleicht in der Zukunft brauchen könnten.“ (M.T., S.77) „Die erste Komponente unseres ersten Schrittes auf dem Weg zur Moral moderner Menschen ist also eine erweiterte mitfühlende Anteilnahme, die sich auf Nichtverwandte und Nichtfreunde erstreckt, was dazu führt, dass man ihnen hilft (...).“ (M.T., S.81)

Es ist eine Erweiterung des Mitgefühls, das wir von Schimpansen und Bonobos schon kannten, durch die wachsende Abhängigkeit untereinander. Doch, und nun wagen wir uns an die zweite Komponente, „eine gemeinschaftliche Tätigkeit, die durch gemeinsame Intentionalität (Zielstrebigkeit) strukturiert ist, besitzt eine Zwei – Ebenen – Struktur von Gemeinsamkeit und Individualität: Jedes

Individuum ist sowohl das „wir“, das mit seinem Partner ein gemeinsames Ziel (...) verfolgt, als auch zugleich ein Einzelwesen, das seine eigene Rolle und Perspektive hat.“ (M.T., S.83) „Wie die Partner bei einer gemeinsamen intentionalen Tätigkeit verstehen, was sie tun, ist entscheidend. Bei einer gemeinsamen intentionalen Tätigkeit, so haben wir behauptet, versteht das Individuum, was es tut, aus einer Art „Vogelperspektive“. Es blickt nicht aus seiner Rolle und Perspektive heraus auf das Äußere des Partners und sein Handeln. Vielmehr stellt sich das Individuum während der Zusammenarbeit einerseits vor, dass es in der Rolle des Partners wäre und dessen Perspektive einnähme, und andererseits stellt es sich vor, wie der Partner sich seine Rolle und Perspektive vorstellt. Es kann sich beide Personen in beiden Rollen vorstellen (...), weil (...) es versteht, dass die instrumentellen Anforderungen der Rollen partnerunabhängig sind; was die Erledigung der Aufgabe angeht, so sind alle Personen gleichwertig.“ (M.T., S.90) „Das Gefühl für personale Identität der Frühmenschen beruhte also auf einem wesentlich unparteiischen Urteil, das das Selbst nicht gegenüber den anderen bevorzugte. Ich beurteile mich selbst so, wie ich andere beurteilen würde, weil ich nicht anders kann, sofern ich mich selbst und die

anderen als grundsätzlich gleichwertig ansehe und ich in allen meinen Urteilen, die nicht nur andere, sondern auch mich selbst betreffen, ganz selbstverständlich die Rollen tausche.“(M.T., S.100-101)

Zweitpersonaler Protest äußert sich dann, wenn einer der beiden Akteure seiner Rolle nicht gerecht wird, obwohl er einer Kooperation und damit auch der Einnahme der Rollen zugestimmt hatte. Will er seine Identität als Kooperationspartner behalten, muss er sein Fehlverhalten aus der Perspektive des „wir“ erkennen und dementsprechend reagieren. Will oder kann er es nicht, hat er das Vertrauen verloren und bleibt von zukünftiger Zusammenarbeit ausgeschlossen. „Sich schuldig fühlen bedeutet, dass mein gegenwärtiges Selbst als Repräsentant des „wir“, das ich mit meinem Partner mittels einer gemeinsamen Verpflichtung gebildet habe, glaubt, dass mein nichtkooperativer Akt es verdient, getadelt zu werden. Und ein zusätzliches Gefühl von Legitimität leitet sich von der Tatsache ab, dass ich mich selbst im Hinblick auf nichtkooperative Akte unparteiisch beurteile, genauso wie ich andere beurteile: Ich tadelle jeden, der so handelt, einschließlich mich selbst.“(M.T., S.117) Was wir hier versucht haben darzustellen, ist die Entwicklung der zweitpersonalen Moral. Sie zeichnet sich

durch das gegenseitige Einverständnis aus. Das „Wir“ entsteht, weil wir es beide jetzt zum Erreichen eines gemeinsamen Zweckes brauchen, den wir alleine nicht erreichen könnten. Wir wissen, dass wir voneinander abhängig sind, und deswegen haben wir den Partner, dem wir Vertrauen schenken, gut gewählt; denn es wäre fatal für uns, wenn er alleine mit der Beute davonliefe. Wir sind von ihm abhängig und er von uns. Wir begegnen uns mit Respekt und auf Augenhöhe und erkennen unsere Gleichwertigkeit als Partner an. Das führt dazu, dass wir auch auf Gerechtigkeit im Umgang Wert legen. Wir wissen, dass unsere Rollen gleichwertig und prinzipiell austauschbar sind. Wir wissen, dass unser „wir“ so wertet, wie es unserem gemeinsamen Interesse entspricht. Unser gemeinsames Interesse ist maximaler Erfolg, bei gleichzeitiger Wahrung der Kooperationsfähigkeit. Das erreichen wir, indem jeder gleichwertigen Rolle ein Anspruch auf gleichwertigen Ertrag zukommt. Wir wissen, was er zu tun hat, und wir wissen, was wir zu tun haben, um unser Ziel zu erreichen. Wir wissen, dass es für uns wichtig ist, unsere Rolle zu erfüllen, weil wir sonst unsere Achtung als gleichwertiger und anerkannter Partner verlieren und dann hungern. Wir wissen, dass wir die Verantwortung zur Ausführung unserer Aufgabe tragen.

Wenn uns etwas misslingt, oder wir uns ablenken lassen, wissen wir selbst, dass wir unsere Rolle nicht erfüllt haben, und dass unser Partner uns zurecht tadelt. Wir zeigen ihm gegenüber Schuld, um ihn darauf hinzuweisen, dass wir unsere Kooperation, unser „wir“, weiter akzeptieren und nicht abbrechen wollen, sondern, dass wir selbst wissen, worin unser Fehlverhalten bestand. Er wird uns nicht verurteilen oder bestrafen, weil er dann mit uns verhungert, sondern sich einen neuen Partner suchen; wir aber müssen uns verurteilen oder aber verhungern, weil wir, wenn wir uns nicht verurteilen, keinen Partner mehr finden. Von einem Richtig und Falsch in Bezug auf das Überleben zu sprechen, scheint aus heutiger Sicht vielleicht angebracht, vor 400.000 Jahren seltsam; denn das Leben will von ganz alleine Überleben.

Trotzdem kommen wir nicht umhin, in der „Vogelperspektive“ des „wir“ einen wertenden Blick zu finden, der die Ausübung der Rollen kontrolliert. Wir beide haben uns darauf geeinigt, was in Bezug auf unser Ziel einer richtigen Handlungsweise entspricht. Hängt für uns beide unser Überleben davon ab, scheint es auch nichts zu geben, was uns daran hindern könnte, diesem Richtig abspenstig zu werden. Nur wenn mein „ich“ und unser „wir“ in einen In-

teressenkonflikt gerieten, könntest du mir ein „falsch“ in Bezug auf unser „wir“ nachweisen. Doch solange ich Gefahr laufe, als Partner disqualifiziert und dem Hungertod preisgegeben zu werden, ist das Band, das mich an unser „wir“ knüpft, sehr stark. Sprechen wir als Grundlage der Kooperation von einer gemeinsamen Intentionalität, dann ließe sich vielleicht auch die daraus hervorgehende Moral als intentionale Moral am Besten charakterisieren. Sie existiert nur dort, wo wir uns zur Erreichung eines Zieles auf sie geeinigt haben. Sie umfasst nur das, was unser „wir“ umfasst – sie hat nur Gültigkeit, wo unser „wir“ Gültigkeit hat. Sie oder „wir“ bewerten uns in Bezug auf unsere Rollenausübung in Bezug auf unser „wir“ – keinesfalls darüber hinaus. Sie ist also eine Rollenmoral – geknüpft an die Rolle, die wir gerade spielen. Unser „wir“, unser Wertendes, letztlich unsere Moral, beziehen sich aber an dieser Stelle allein auf die Partnerschaft, auf ein „Du“ und ein „Ich“. Einen weiteren Punkt möchte ich hier nur anreißen. Wenn wir uns fragen, was unser Verstand ist – ich meine damit jenen Ort, in dem wir uns unserer Gedanken bewusst werden, in dem wir fragen und überblicken und hinterfragen, also in dem wir genau dies machen, was ich hier gerade tue – dann ist seine Verwandtschaft zu diesem „wir“, dieser „Vogel-

perspektive“, die uns von außen betrachtet, abschätzt und beurteilt, ohne Zweifel auffällig. Welchen Sinn besitzt ein Gedanke? Welchen Sinn besitzt ein Hinterfragen? – Doch in diesem Fall jenen, unser Verhalten am Bild unseres Rollenideals zu messen und wenn nötig zu korrigieren. Doch dazu ein wenig später ein wenig mehr.

„Kurz nachdem der moderne Mensch – vor etwa 150.000 Jahren, irgendwo in Afrika – aus dem Frühmenschen hervorgegangen war, begann er getrennte und eigenständige Kulturgruppen zu bilden, die miteinander um Ressourcen konkurrierten. [Abhängigkeit] herrschte jetzt nicht nur auf der Ebene der kooperierenden [Partner] und nicht nur im Bereich der Nahrungssuche, sondern auch auf der Ebene der gesamten Kulturgruppe und in allen Lebensbereichen. Die Kulturgruppe wurde zu einem großen Gemeinschaftsunternehmen, für das alle seine Mitglieder gut sorgen mussten, damit es ihnen gutgehen konnte. Personen, die nicht zur Gruppe gehörten, waren im wesentlichen Trittbrettfahrer oder Konkurrenten – Barbaren – und wurden deshalb von der kulturellen Zusammenarbeit ausgeschlossen.“ (M.T., S.117) „In einer feindlichen Umwelt, in der ständig konkurrierende Gruppen lauern, und bei [lebensnotwendigen] Tätigkeiten, die in beträchtlichem Umfang

spezialisiertes Wissen und Werkzeuge erfordern, war das Individuum im Grunde vollkommen von der Gruppe abhängig.“ (M.T., S.138) „In kognitiver (geistiger) Hinsicht wurden Fertigkeiten und Motivationen nicht nur gemeinsamer Intentionalität, sondern kollektiver Intentionalität benötigt. Diese Fertigkeiten in Verbindung mit neuen leistungsfähigen Fertigkeiten der kulturellen Weitergabe ermöglichten es den Individuen, verschiedene Typen konventioneller Kulturpraktiken zu schaffen, die im kulturellen gemeinsamen Hintergrund der Gruppe geteilt wurden.“ (M.T., S.134-135) „Ein kollektiver oder kultureller gemeinsamer Hintergrund ist die Grundlage der Kultur – er ist schon fast ihre Definition. Das heißt, das Gruppenleben der Frühmenschen verwandelte sich genau dann in das Kulturleben der modernen Menschen, als die Individuen sich sowohl im Sinne gruppenbezogener Motivationen wie Loyalität und Vertrauen in die Mitglieder der Eigengruppe, als auch im Sinne einer [erkenntnismäßigen] Dimension geteilter Fertigkeiten, gemeinsamen Wissens und geteilter Überzeugungen an der Gruppe ausrichteten – ein kultureller gemeinsamer Hintergrund.“ (M.T., S. 146) „Eine wichtige Konsequenz aus der Teilhabe moderner Menschen an einem gemeinsamen kulturellen Hinter-

grund und den akteursunabhängigen Rollen in konventionellen Kulturpraktiken war daher die Fähigkeit, eine völlig akteursunabhängige Perspektive auf die Dinge einzunehmen: die Perspektive einer beliebigen Person, die jemand von uns wäre, eine objektive Perspektive, die eine maximale Allgemeinheit darstellt und damit die begrenztere frühmenschliche partnerunabhängige Perspektive innerhalb einer [zweiseitigen] Interaktion bei weitem übersteigt. (Tommasello [2014] kontrastiert den „Blick von hier und dort“ der Frühmenschen mit dem „Blick von Nirgendwo“ der modernen Menschen.) (...) Die modernen Menschen erlebten also die Zwei – Ebenen – Struktur als eine soziale Realität, nämlich der Kulturgruppe als ganzer, (...) und; auf der unteren Ebene, der ihr angehörigen Individuen, einschließlich des Selbst, die als austauschbare (...) Rädchen im Getriebe der konventionellen Kulturpraktiken dienten, das die Kultur in Gang hielt. (M.T., S. 149) „Der Standpunkt der kollektiven Intentionalität verwandelte somit den starken lokalen Sinn der Frühmenschen für rollenspezifische Ideale in die „objektiven“ Standards der richtigen (korrekten) und falschen (inkorrekten) Ausführung konventioneller Rollen.“ Diese objektive Perspektive wurde von Moralphilosophen aller Zeiten erkannt: von Hume

(„allgemeiner Standpunkt“) und Adam Smith („unparteiischer Zuschauer“) über Mead („generalisierter Anderer“) bis hin zu Rawls („Schleier des Nichtwissens“) und Nagel („Blick von Nirgendwo“). (M.T., S.150)

„Der moderne Mensch wurde also in eine Welt präexistierender kultureller Konventionen, Normen und Institutionen hineingeboren, die eine unabhängige „objektive“ Existenz hatten. Er richtete sich nach ihren Auflagen, um mit seinen Kulturgenossen besser zu kooperieren und um außerdem negative Bewertungen von anderen zu vermeiden. Aber zusätzlich – und weniger von Klugheitsüberlegungen geleitet – identifizierte er sich als eine Art Miturheber mit den Schöpfern dieser überindividuellen sozialen Strukturen aus einer Art von personenunabhängiger und objektivierender Perspektive: „Wir“ haben diese sozial selbstregulierenden Vorrichtungen zu „unserem“ Vorteil geschaffen; sie spiegeln das richtige Handeln wider. (...) Zwei Frühmenschen konnten miteinander lediglich eine gemeinsame Verpflichtung eingehen, die mit ihrem kooperativen Engagement lebte und starb, wohingegen die modernen Menschen außerdem dauerhaftere kollektive Verpflichtungen auf die „objektiv“ richtigen Handlungsweisen der Kultur im allgemeinen eingehen konnten. Diese

Verpflichtungen legitimierten sie nicht nur als gegenüber anderen durchzusetzende Normen, sondern auch für die eigene moralische Selbststeuerung. Kollektive Verpflichtungen verwandelten somit den Sinn der Frühmenschen für zweitpersonale Verantwortlichkeit einem Partner gegenüber in den weitaus umfassenderen Sinn der modernen Menschen für die Pflicht gegenüber den „objektiven“ Werten der Kulturgruppe:“(M.T., S.166-167)

Wir müssen versuchen den gewaltigen Schritt von einer zweitpersonalen, oder wie wir sagten intentionalen Moral, zu dieser objektiven Moral zu begreifen. Die eine wie die andere muss sich unter dem unmittelbaren Zwang zum Überleben herausgebildet und dem Individuum aufgenötigt haben. Doch der große Unterschied liegt darin, dass eine zweitpersonale Moral nur auf der Grundlage der gemeinsam notwendig empfundenen Zielrichtung denkbar war. Beide entschieden sich für die Partnerschaft um des gemeinsamen Zieles willen. Beide entschieden sich für das „Wir“; die Achtung und den Respekt auf der einen, Schuld und Verurteilung, und vor allem Selbstverurteilung, auf der anderen Seite. Eine unmittelbare Notwendigkeit lag der Partnerschaft beiderseits zu Grunde und ein Richtig und Falsch war nur denkbar in Bezug auf das Rollenverständ-

nis zur Erreichung des gemeinsamen Zieles. Dieses Richtig und Falsch war insofern eindeutig, als es seine Quelle im unmittelbaren beidseitigen Einverständnis fand. In der objektiven Moral manifestierte sich ein Richtig und Falsch, das sich dem Verständnis des Einzelnen dadurch entzog, dass es von ihm nicht direkt abhing, weil es schlicht schon vor ihm da war. Natürlich hatte auch diese Form der objektiven Moral eine unmittelbare und notwendige Grundlage; doch wie sie selbst nicht vom Einzelnen abhing und allein der Gemeinschaft anhaftete, so fand sie auch ihre Existenzberechtigung nicht im Einverständnis des Einzelnen, sondern in der Schwerfälligkeit der Gemeinschaft, die ihre ererbten Gepflogenheiten in die Zukunft forttrug und den Einzelnen, wollte er sich selbst nicht ausschließen, von ganz allein in ihre Bahnen drängte. Das „Wir“ der Partnerschaft kennt ein „Ich“ und ein „Du“ und ist im Vergleich zur objektiven Moral von menschlicher Wärme durchdrungen. Das „Wir“ der objektiven Moral ist ein „Wir“, das in keinerlei Bezug zum Einzelnen steht – das nur insofern einen Bezug zum Einzelnen besitzt, wie das Kollektiv sich aus vielen winzigen, verschwindend kleinen Einzelnen zusammensetzt. Wir müssen hier unseren vorigen Gedanken über die Aufgabe des menschlichen Verstandes aufgreifen.

Das „Wir“ der Partnerschaft erforderte den „Blick von hier und dort“ – das Vermögen sich selbst von außen zumindest in Bezug auf eine weitere Person zu sehen und zu bewerten. Das „Wir“ des Kollektivs, erzwang den „Blick von nirgendwo“ – die Fähigkeit, nicht nur sich in Bezug auf eine weitere oder vielleicht einige wenige Andere, vielleicht auch viele Andere zu sehen und zu bewerten, sondern vielmehr die Fähigkeit sich selbst und auch Andere gar nicht mehr zu sehen, sondern nur noch zu bewerten. Der Verstand ist dieser „Blick von nirgendwo“ – und ein Verständnis des eigenen Verstandes ist ohne diese Erkenntnis schlicht nicht möglich; denn wo findet sich der Verstand, wenn er seinen eigenen Standpunkt auszumachen sucht? Richtig – nirgendwo. Doch wir greifen vor. Wir müssen zunächst festhalten, dass die Gemeinschaft eine totale Unterordnung des Individuums forderte; dass diese Forderung darin begründet lag, dass das Individuum in totaler Abhängigkeit zu der Gemeinschaft stand; dass also das Überleben des Individuums von dem Überleben der Gemeinschaft abhängig war. Wie die Partnerschaft zur Grundlage einer zweitpersonalen Moral wurde, so wurde die Gemeinschaft zur Grundlage einer objektiven Moral. Wie sich aus der Partnerschaft ein rollenunabhängiger Blick in Bezug auf das „Ich“ und „Du“

entwickelte, entwickelte sich aus der Gemeinschaft ein rollenunabhängiger Blick in Bezug auf alle. Wie aus dem rollenunabhängigen Blick der Partnerschaft ein Richtig und Falsch bezogen auf die Rollenausübung innerhalb der Partnerschaft hervorging, ging aus dem rollenunabhängigen Blick der Gemeinschaft ein Richtig und Falsch bezogen auf die Rollenausübung innerhalb der Gemeinschaft hervor. Im Gegensatz zur Partnerwahl, gab es jedoch keine Gemeinschaftswahl, und während die Rolle als Partner auf das gemeinsame Ziel beschränkt blieb, füllte die Rolle als Gemeinschaftsmitglied das gesamte Leben aus.

Wir müssen nun zwei Sachen bedenken. Zum einen sprechen wir nur über eine Gemeinschaft, aber natürlich entwickelten sich viele Gemeinschaften, die allesamt eine eigene objektive Moral, ein Richtig und Falsch, bezogen auf ihre Gemeinschaft setzten. Das heißt es gab viele objektive Moralen. Zum anderen hatten wir festgestellt, dass natürlich auch die objektive Moral sich aus einer Notwendigkeit heraus entwickelte. In der Zeit ihrer Entwicklung hat sie also im Einverständnis der Einzelnen wurzeln können; doch in dem Augenblick, in dem sie von der Reaktion zur Gewohnheit wurde; in dem sie sich vom Einzelnen unabhängig machte, über ihn hinweghob und in die Sphäre des Gege-

benen, aber Unerklärten entglitt, bedurften die Einordnung des Individuums in die Gemeinschaft und ein Verständnis von Richtig und Falsch in Bezug auf die Rollenausübung einer neuen Rechtfertigung. Wir hatten diese Rechtfertigung im „Blick von Nirgendwo“ – im Verstand gefunden. „Der Blick von Nirgendwo“ beschreibt das vollständige Aufgehen des Individuums in der Gemeinschaft – im Geist der Gemeinschaft – in ihrem „Wir“ – in ihrer Moral – in ihrem Richtig und Falsch. Was ist eine Gemeinschaft? Was ist dieses „Wir“? Es ist als erstes eine Abstraktion – und ich komme nicht an diesem Begriff vorbei – es ist in der Partnerschaft der Blick über „uns“ beide hinweg – es ist in der Gemeinschaft der Blick über „alle“ hinweg. In diesem Blick lebt die Partnerschaft – in diesem Blick lebt die Gemeinschaft, weil nur dieser Blick über allen Einzelnen steht, weil er alle Einzelnen überschaut. Mich und auch Dich. In der Partnerschaft bleibt dieser Blick zur Hälfte auf jedem von uns haften. Doch in der Gemeinschaft sieht Mich dieser Blick nicht, wie er auch Dich nicht sieht. Er steht über uns. Er ist nur noch Wertung, nur noch „Richtig und Falsch“, nur noch Frage – und nur noch Antwort; er ist die Verkörperung des Sollens schlechthin; jener Pflicht, die nicht nach dem Einsatz, sondern nach dem Ziel fragt. Und wie

wir über der Partnerschaft stehen, weil sie nur durch uns ist, und wir beide einzeln der Blick des „Wir“ sind, so stehen wir auch über der Gemeinschaft, wenn wir der „Blick von Nirgendwo“ sind, weil wir allein sie sehen können – und weil wir allein sie sind, weil wir ihr „Wir“ sind. Die Gemeinschaft lebt in ihrem „Wir“, aber wohl noch nie lebte das „Wir“ in der Gemeinschaft. Und deswegen kommen wir an der Vorstellung nicht vorbei, dass es der Rechtfertigung gemeinschaftlicher Einordnung eines anderen bedurfte; dass wir bisher etwas außer Acht gelassen hatten, was in Bezug auf die Rechtfertigung von Moral, also Gut und Böse, aber nicht ohne weiteres außer Acht gelassen werden kann: es ist die Religion (lat. religio: Sorgfalt, Glaube). Warum und wie Religionen entstanden, ist umstritten. Wenn wir aber den Prozess der Entstehung von Gemeinschaften, von Stämmen, Völkern, Reichen und Staaten verfolgen, dann kommen wir zu der Ansicht, dass nach der Zeitspanne ihrer Entwicklung, bzw. ab dem Augenblick, in dem der Einzelne den unmittelbaren Bezug zu einer sich entwickelnden Gemeinschaftsmoral verlor, die Moralvorstellungen einer neuen Rechtfertigung bedurften. Die Moral, also das Gut und Böse der Gemeinschaft, drängte sich den Menschen als etwas Zeitloses, Unfassbares, Ewiges,

sich in den Tiefen von Urzeit und Geschichte Verlierendes, aber Absolutes, allzeit Herrschendes und Unbestreitbares, Unbezweifelbares, Kaltes, aber Großes, Ehrwürdiges aber Hartes – schlicht als dasjenige auf, dass wir als heilige Ordnung bezeichnen könnten. Es entwickelte eine Macht aus der Ferne und aus der Tiefe und fesselte den Menschen in Ehrfurcht – in Verehrung, in Heiligung, und in Furcht, Angst und einer Spur von Grauen. Der Einzelne musste sich einordnen, weil er sonst aus der Gemeinschaft verstoßen wurde. Ihm blieb nichts, als sein Schicksal, seine Bestimmung, sein Los, die Fügung der Dinge zu tragen. Für ihn war nur ein Leben in der Gemeinschaft denkbar. Und Gemeinschaft, das war ja nicht nur jenes unfassbar große Gesamte – dazu gehörten auch Familie und Freunde. Und demnach knüpften sich an die Pflicht zur Anerkennung der heiligen Ordnung, auch zweitpersonale Erwartungen und Verpflichtungen; denn nicht nur die Gemeinschaft forderte die Einordnung, sondern auch die Eltern, die Bekannten, die Nachbarn und die Freunde. Und demnach fand sich das Individuum innerhalb der Gemeinschaft von einem breiten Geflecht von Erwartungen und Verpflichtungen getragen.

Das bezeichnen wir als moralische Identität. „Im Zentrum dieser moralischen Identität stehen vier Gruppen von An-

liegen (...): Ich – Anliegen, meine eigennützigen Motive, die darauf abzielen, mir beim Überleben und Gedeihen zu helfen; Du – Anliegen, die sich durch Mitgefühl und Hilfe für Andere und die Gruppe ausdrücken; Gleichheits – Anliegen, bei denen andere und das Selbst als gleichermaßen verdienstliche Individuen angesehen werden; und Wir – Anliegen, nämlich sowohl diejenigen, die von einem [zweiseitigen] „Wir“ ausgehen, das in persönlichen Interaktionen mit einem zweitpersonalen Akteur gebildet wurde, als auch jene, die von einem an der Gruppe ausgerichteten „Wir“ herführen, wenn man beginnt, sich mit der eigenen Kulturgruppe zu identifizieren.“ (M.T.; S. 172 – 173) Wir erkennen bereits an dieser Stelle die Quellen für vielfältige moralische Zwiespälte; wir erkennen den Affen, den Partner, und den Gemeinschaftsmenschen. Was für mich gut ist, kann für Dich schlecht sein, was für Dich gut ist, kann für unser Wir schlecht sein und was für Mich, Dich oder uns beide gut ist, kann für unsere größere Gemeinschaft schlecht sein. Zum anderen müssen wir erkennen, dass sich die heilige Ordnung zunächst in Bildern manifestierte, die den Menschen vertraut waren – in Tieren, Naturgewalten und auch in Menschen. Götter waren jene, die das begründeten, was ewig war, weil es größer war, als jeder Einzelne

von uns; und damit waren auch sie ewig, weil sie unentwegt und für alle Zeit ihr Recht vor den Menschen einfordern mussten. Die Götter rechtfertigten die Moral, das gemeinsame „Wir“, das gemeinsame Richtig und Falsch. Sie wurden also zur unmittelbaren Grundlage der Gemeinschaft überhaupt. Wer die Götter verwarf, verwarf unsere Gemeinschaft, weil er unserem Recht seine Rechtfertigung entzog.

Wir dürfen nun nicht vergessen, dass wir die Götter nur als Ersatzrechtfertigung der objektiven Moral für den „Blick von Nirgendwo“ wählten. Wir dürfen nun nicht vergessen, dass jene Götter eine Moral in Bezug auf nur eine Gemeinschaft setzten. Nur innerhalb dieser Gemeinschaft galten jene Götter, galt jene Moral. Menschen, die nicht zu der Gemeinschaft gezählt wurden, also meistens Fremde, Ausländer, Barbaren und auch Sklaven, manchmal auch Frauen, standen also außerhalb dieses Rechts. Sie standen in keinerlei Bezug zum „Wir“ der Gemeinschaft, also auch nicht zu ihrer Moral. Sie hatten keinerlei Rechte – und das heißt, dass sie nicht erwarten durften in Bezug auf die geltende Moral des Anderen behandelt und bewertet zu werden. Sie waren rechtlos – in dem Sinne, dass sie keinem „Wir“ angehörten, dass für ihr Recht und eine Gerechtig-

keit in Bezug auf den Einzelnen eintrat. Sie waren rechtlos – weil sie vom „Wir“ der Anderen ausgeschlossen blieben; weil es keine höhere Instanz gab, in der sie ein Recht gegenüber dem „Wir“ der Anderen geltend machen konnten. Sie waren dem Unrecht der anderen schutzlos ausgeliefert, weil es eben kein Unrecht war, da sie selbst gar kein Recht hatten; weil es kein gemeinsames „Wir“ gab, von dessen Standpunkt aus ein solches Recht hätte rechtfertigt werden können. Natürlich konnten sie als Menschen, als Angehörige einer Art, auf ein gewisses Mitgefühl hoffen. Doch das hatte nichts damit zu tun, als gleichwertiges Glied der Gemeinschaft anerkannt zu werden und ein Recht zugestanden zu bekommen. Und Recht – erfordert die beiderseitige Akzeptanz eines gemeinsamen Bezugspunktes. Wir stoßen in dem Verhältnis der Rechtmäßigen, zu den Rechtlosen auf einen Gegensatz, der uns ein wenig an den zu Beginn beschriebenen Gegensatz von Guten zu Bösen erinnert. Doch müssen wir klar erkennen, dass wir von einem Gut und Böse, also einer Moral, nur zwischen den Rechtmäßigen sprechen. Die Rechtlosen sind ja gerade rechtlos, weil sie außerhalb der Moral stehen. Ihre Rechtlosigkeit deutet zudem daraufhin, dass sie nicht Stärke noch Fähigkeit, also Macht besaßen, sich gegen die Rechtmäßigen ein Recht zu

erkämpfen – heißt Achtung und Respekt, die Grundlage einer gemeinsamen (sowohl zweitpersonalen, als auch kollektiven) Moral. Rechtmäßige gab es überall und sie hatten von Staat zu Staat alle ein eigenes Recht. Rechtlose gab es auch überall, aber sie alle hatten kein Recht.

Wie wir nun schon bei der Entwicklung der kollektiven Moral und ihrer späteren Rechtfertigung durch einen Götterglauben die Heiligung dessen feststellen konnten, was sich dem Verständnis des Einzelnen entzieht, aber einer scheinbaren inneren Notwendigkeit folgt, so finden wir Gleiches unter den Rechtlosen. Welche Anforderungen an eine gemeinsame Moral ergaben sich aus dem bisher Erkannten? Die Götter der Rechtmäßigen sollten das Leben der Gemeinschaft rechtfertigen und die Einordnung des Individuums. Sie sollten „unsere Götter“ sein, weil sie unser Leben rechtfertigen sollten. Sie sollten uns Vorbilder im Kampf, in der Jagd, in der Liebe, im Rat, in der Familie, in Spiel und Tanz, Gesang und Freude, Zorn und Eifer, Güte und Härte sein. Sie sollten nicht eine Moral rechtfertigen, sondern unsere.

Die Rechtlosen hatten an all dem keinen Anteil. Sie waren nicht Teil der Gemeinschaft. Ihr Los war es zu dulden und

zu tragen, allein zu sein, und kein „Wir“ zu finden, demgegenüber sie ein Recht hätten beanspruchen können. Sie hatten kein Recht auf Gerechtigkeit, und das einzige, worauf sie hoffen konnten, war jenes Mitgefühl, das schon die Affen demgegenüber empfunden, von dem sie spürbar abhängig waren. Sie kannten keine Gemeinschaft – außer vielleicht jener der Rechtlosen, die nicht auf dieses oder jenes Land beschränkt blieb, sondern sich durch alle Staaten und Völker zog; die aber natürlich nicht greifbar war, und nur in der Vorstellung des gemeinsamen Leidens bestand. Was war ihre Hoffnung? – Erlösung. Was war ihr Leben? – Leiden – Was konnten sie geben als jene, die nichts hatten? – Liebe – Mitgefühl, jene Gaben, die vom Herzen kamen, und, die ihnen noch keiner hatte nehmen können. Was war ihre Gefahr? – Dass sie jene zu hassen begannen, die ihnen gegenüber keine Achtung zeigten; dass sie jene zu beneiden begannen, die alles hatten, was ihnen fehlte. Was brauchte es, um diesen Gefahren, diesen Versuchungen standzuhalten? – Den unbedingten Glauben an eine, wann auch immer zu Teil werdende Gerechtigkeit, der damit den Glauben an eine Instanz umfasst, die Rechtmäßige, wie Rechtlose nach gleichen Kriterien wertet. So sprach Jesus: „Selig seid ihr, die ihr jetzt hungert; denn ihr sollt gesättigt

werden. Selig seid ihr, die ihr jetzt weinet; denn ihr sollt lachen. (...). Wehe dagegen euch Reichen; denn ihr habt euren Trost dahin. Wehe euch, ihr jetzt völlig Gesättigten (...); denn ihr werdet hungern. Wehe euch, die ihr jetzt lachtet; denn ihr werdet trauern und weinen. Euch aber sage Ich, die ihr höret: Liebet eure Feinde; tut wohl (...) denen, die euch hassen; Segnet, die euch fluchen. Betet für die, so euch beleidigen. Dem, der dich schlägt auf den Backen, biete den andern auch dar; und dem, der dir das Oberkleid nimmt, wehre auch den Rock nicht! Gib jedem, der dich bittet. Und nimmt dir einer das Deine, so fordere es nicht wieder ab. Und wie ihr wollet, daß euch die Menschen tun, tut auch ihr ihnen desgleichen. Und so ihr liebet, die euch lieben, was für Dank habt ihr davon? Denn auch die Sünder lieben die, so sie lieben. (...) Und so ihr leihet denen, von denen ihr es wieder zu empfangen hoffet, was für Dank habt ihr? Denn auch die Sünder leihen den Sündern, auf daß sie das gleiche wieder empfangen. Liebet vielmehr eure Feinde und tut Gutes und leihet, wo ihr nichts dafür hoffet, und eures Lohnes wird viel sein, und ihr werdet Söhne des Höchsten sein; denn Er ist gütig (...) auch gegen die Undankbaren und Schlechten. Darum seid mitleidig, wie auch euer Vater mitleidig ist. Und richtet nicht, so werdet ihr

auch nicht gerichtet. Verurteilt nicht, so werdet ihr auch nicht verurteilt. Erlasset, so wird auch euch erlassen. Gebet, so wird euch gegeben (...); denn mit demselben Maß, womit ihr messt, wird man euch wieder messen.“ (Bibel)

Die Heiligung der Rechtlosigkeit, die sich hier in Form von Selbstverachtung, und Nächstenliebe offenbart, war der erste Schritt zu einer Moral, die sich über die einzelnen Gemeinschaften hinweghob und also eine höhere Instanz der Gerichtsbarkeit zu eröffnen versprach – aber – und das ist entscheidend – eine eben solche, ein „Wir“, das ein Richtig und Falsch setzt und ein Recht erzeugt, nicht schuf. Vielmehr entzog sich diese Moral ganz bewusst der Entscheidung, sei es auch im Namen von Göttern, zu handeln, zu werten und zu richten. Sie schuf keine Moral und damit keine Gemeinschaft, sondern verdammt beide. Ihre einzige Grundlage war jene Liebe, die wir irgendwo zwischen dem Mitgefühl und einer Zuneigung zum Freund innerhalb einer Partnerschaft einzuordnen haben. „Lehrer, welches ist das große Gebot im Gesetz? Jesus aber sprach zu ihm: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Gemüte. Dies ist das erste und große Gebot. Das zweite aber ist ihm ähnlich: Du sollst deinen Näch-

ten lieben, wie dich selbst.“ „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch beleidigen und verfolgen. Auf daß ihr Söhne werdet eures Vaters in den Himmeln; denn Er läßt Seine Sonne aufgehen über Schlechte und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. (...) So sollt nun ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater in den Himmeln vollkommen ist.“ „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, die größte aber unter ihnen ist die Liebe.“(Bibel)

Wir wollen uns an dieser Stelle nicht auf eine Geschichte des Christentums einlassen. Wir wollen auch keinen Anspruch darauf erheben, das Christentum in all seinen Facetten begriffen zu haben. Und doch wird augenscheinlich, dass das Christentum ein Tor aufstieß, das die Staaten und Völker, jene vielen Gemeinschaften, die allesamt auf einer eigenen Moral aufbauten, lange Zeit voneinander getrennt hatte. Was war diesen Gemeinschaften über alle Länder und Staatsgrenzen hinaus gemeinsam? – Es war die Gemeinschaft der Rechtlosen, die keine Gemeinschaft waren und keine Gemeinschaft hatten; die einsam und vereinzelt litten und trugen, und die durch die Heiligung dessen, was dem Menschen allein blieb, wenn ihm alles andere ge-

nommen war, ein Fundament für eine Moral schufen, die sich über die Moral der Gemeinschaften hinaus schwang – nicht indem sie es vermochte ein eigenes „Wir“, ein größeres „Wir“, den vielen kleinen „Wir`s“ gegenüberzustellen, das ein Handeln rechtfertigen konnte; sondern indem sie eine Liebe als Maßstab allen Handelns, Lebens und Seins wählte, die ihren Ursprung vielleicht im Mitgefühl und in der Verbundenheit zwischen Partnern fand; doch die sich davon zu lösen versprach, die sich selbst von Verwandten und Freunden zu lösen versprach, weil sie eine Liebe sein sollte, die alle gleichermaßen umfasste. Geboren in Schmerz und schweigsamem Leiden sollte diese Liebe eine gefestigte Liebe sein; kein Aufflackern und Verglühen, sondern ein Vertrauen in die reine Tat, die dem reinen Herzen entsprang; ein Vertrauen, das sich auch vor dem Feind nicht verleugnete, und in der Weigerung zur Verteidigung seinen Gipfel erreichte; denn dieses Vertrauen gab ihm, den Feind, nicht auf, auch wenn sich das Schwert schon im Schwung niedersenkte; es glaubte an ihn und sein verständiges Herz; bis in den eigenen Tod. Es war ein kindliches Vertrauen, das sich nicht schämte, zu bitten, das sich aber auch nicht scheute, zu geben. Es war ein Vertrauen, das das menschliche Herz nicht auf der Grundlage dieser oder je-

ner Gemeinschaftsmoral traf – sondern auf einer viel tieferen und allgemeineren Ebene – einer Ebene des Verständnisses, die dem Vertrauen gegenüber offen stehen musste, weil es sich selbst jedem uneingeschränkt als Partner offenbarte. Der, der uns Vertrauen schenkt, lässt uns keine Wahl, weil wir erkennen müssen, dass er uns als Freund sieht und empfindet. Sobald wir dies aber erkannt haben, fühlen wir uns selbst verpflichtet, ihm als Freund gegenüber zu treten. Er zwingt uns durch sein Vertrauen also eine Rolle auf, die wir deshalb nicht ausschlagen können, weil sie in uns tief verwurzelt ist. Das war jene Brüderliebe. Sie kannte keine Verurteilung, weil sie kein Urteil kannte, weil sie selbst sich nicht aufschwang zu urteilen, sondern einen entgegengesetzten Weg einschlug. Sie fragte nicht, ob dies oder jenes richtig oder falsch in Bezug auf etwas war. Sie fragte allein, ob es der Liebe entsprang. „Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses; so ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.“(Bibel) Sie urteilte nicht, weil sie kein „Wir“ kannte, dass ein Urteil erlaubt hätte. Sie kannte kein „Wir“, weil sie sich ihrer Rechtlosigkeit bewusst blieb – sie kannte deswegen auch keine Gerechtigkeit, sie erwartete deswegen nichts – und fand ihre Rolle darin, von dem zu schenken, dessen sie sich allein im Überfluss wähnte – Glaube, Liebe

und Hoffnung. Sie war barmherzig und verständig, weil sie überall Freunde sah; Hilfesuchende oder Hilfspendende; sie hatte eigentlich nur für eines kein Verständnis – „den Blick von Nirgendwo“, weil er ihr in den Augen von Menschen als Anmaßung entgegentrat.

Warum gerade aus der Rechtlosigkeit eine solche Liebe als Maßstab allen Handelns entsprang, ist nicht ganz einfach zu verstehen. Vielleicht verleiht sie der Haltung Ausdruck, gerade als Ausgestoßener und Verdammter, durch auffällige Selbstlosigkeit und Güte, die Gemeinschaft auf ihr Fehlverhalten aufmerksam machen zu wollen; vielleicht ist sie eine gewisse Art von Trotz, die sich in der Knechtschaft durch übertriebene Liebe zu ihren Unterdrückern, selbst beweisen will; vielleicht ist aber diese Liebe auch eine umgewandelte Form des Hasses, der sich nur deswegen als Liebe äußert, weil er als offener Hass sofort einem schnellen Ende entgegentzublicken hätte. Insofern wäre diese offene Liebe ein Ausdruck unterdrückten Hasses. „Es war aber ein reicher Mensch, und er kleidete sich in Purpur und Byssus, lebte alle Tage fröhlich und glänzend. Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der war voller Schwären vor sein Tor hingeworfen. Und er begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische

fielen; doch kamen auch die Hunde, die seine Schwären beleckten. Und es geschah, daß der Arme starb und von den Engeln in Abrahams Schoß (...) hingetragen ward. Der Reiche aber starb auch und ward begraben. Und er hob seine Augen auf in der Hölle, da er in Qualen war, sah Abraham von weitem und Lazarus in seinem Schoß (...). Und er rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein, und schicke Lazarus, daß er die Spitze seines Fingers in Wasser tauche und mir die Zunge abkühle; denn ich leide Pein in dieser Flamme. Abraham aber sprach: Gedenke, Kind, du hast dein Gutes in deinem Leben empfangen, und Lazarus dagegen Böses. Nun aber wird er getröstet, du aber gepeinigt.“(Bibel) Die grausame Gerechtigkeit, die sich hier nach dem Tod einstellt, entspricht wenig der im Leben gepredigten Barmherzigkeit gegenüber dem Feind. „So nun deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn; denn wenn du das tust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“(Bibel) Inwiefern entspricht das einer Nächstenliebe? – Einer Liebe zum Feind? – Doch wir dürfen uns von den Worten nicht hinreißen lassen. Der Glaube ist davon überzeugt, dass der Feind spätestens nach seinem Tod erkennen wird – und es

wird ihn zerreißen, dass er gute Taten nicht mit guten Taten vergolten hat. Nun da es ihm bewusst ward, ist es sein Schmerz, den er bis in die Ewigkeit fühlen wird. Wir können diese Geschichten so deuten. Es lässt sich aber nicht leugnen, dass die Hoffnung auf Gerechtigkeit nach dem Tode, da sie im Leben versagt blieb, eine gewisse Vorfreude und – Schadenfreude birgt, die dem Gesicht der Mildtätigkeit schlecht bekommt. Sie spricht nicht gegen den Gedanken der Liebe – nur insofern, als wir diese Liebe als unterdrückten Hass interpretieren – aber sie weist darauf hin, dass die Unterdrückung zumindest den Keim für weitere Eigenschaften legte, die uns bis jetzt unbekannt waren – Hass und Neid. Sie beide sind auf ein Ziel gerichtet, das keineswegs für sich besteht – Rache und Vergeltung. Sie beide gären vielleicht auch bei schwachen Menschen, doch nur starke Menschen lassen dieser Reaktion freien Lauf, weil sie sich, wenn auch nicht direkt im Recht, so vielleicht doch in der Pflicht sehen, eine Form von Gerechtigkeit zu üben. Wo aber ein Gerechtigkeitsempfinden besteht, dort gibt es auch einen Bezugspunkt. Die Gerechtigkeit besteht also insofern nicht unmittelbar darin, in eigener Sache und nur in eigener Sache zu handeln, sondern vielmehr jenem Recht genüge zu tun, das als Bezugspunkt die Grundlage

für das Gerechtigkeitsempfinden schuf. Die Rache gilt keinem individuellen Interesse. Sie zeugt vielmehr von einem verletzten Recht, das Aufmerksamkeit auf der Ebene in Anspruch nimmt, auf der es verletzt wurde. Sie ist insofern ein Akt der Gerechtigkeit, als sie die Vergehen der Vergangenheit an die Oberfläche des Geschehens wirft.

Das Christentum war gerechtfertigt, solange es eine Moral derer darstellte, die unterdrückt waren, denn es lehrte die Vergebung der Handlung – aber nicht die Handlung. Mit einer Freiheit, die einem wirklichen Leben auf der Erde entsprach und Handlungen und Entscheidungen brauchte, blieb es überfordert. „Und siehe, es kam einer herzu und sprach zu Ihm: Guter Lehrer, was soll ich Gutes tun, auf daß ich ewiges Leben habe? Er aber sagte ihm: Was heißest du Mich gut? Niemand ist gut, denn der eine Gott. Willst du aber ins Leben eingehen, so halte die Gebote. Er spricht zu Ihm: Welche? Jesus aber sprach: Das: du sollst nicht morden; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst kein falsch Zeugnis geben. Ehre Vater und Mutter; und du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Spricht zu Ihm der Jüngling: Alles das habe ich gehalten (...) von meiner Jugend auf. Was mangelt mir noch? Jesus sprach zu ihm: Wenn du willst vollkommen sein, gehe hin,

verkaufe, was du hast, und gib den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben, und komm her, folge Mir nach!“ (Bibel) Was wir dieser Handlungsweise entnehmen, ist nicht die Übernahme, sondern die Abgabe von Verantwortung – und damit stoßen wir nun auf jenes Problem, das wir bisher geflissentlich übergangen haben – nämlich die Beziehung der Nächstenliebe zur objektiven Moral. Die Liebe als Maßstab allen Handelns ist auch insofern objektiv, als sie sich auf alle gleichermaßen erstrecken sollte. Sie kennt aber kein „Wir“, weil sie nicht den Blick von oben, sondern nur jenen von unten oder höchstens von der Seite kennt. Gott ist das „Wir“. Er richtet und wertet. „[Sein] Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.“ (Bibel) Er ist der Ort unserer Gerechtigkeit, weil wir nur vor ihm alle gleich sind. „Er läßt Seine Sonne aufgehen über Schlechte und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Bibel) Er ist es, der die Dinge fügt, und wir sind es, die uns in die Dinge fügen. Er ist unser Herr und wir sind seine Knechte. Er ist es, der uns sieht, der uns richtet, und der uns vergibt, weil er eben alles sieht – auch unsere Schwäche. Er ist die Heimat unserer Seele, weil wir ihm vertrauen. Er ist es, der uns versteht, wenn alle Welt uns verurteilt. Er ist es, der unser Herz durchdringt, und

uns Gerechtigkeit widerfahren lässt, weil er über uns steht. Weil er es nicht nötig hat, uns zu verurteilen. Weil er es nicht nötig hat, uns zu strafen; weil er uns durchschaut, und uns als das erkennt, was wir sind – irrende, manchmal schwächelnde, doch insgesamt gütige und liebende Menschen. „Und er wird sagen: „Schweine seid ihr, Ebenbilder des Viehes; aber kommet auch ihr zu mir!“ Da werden die Weisen und die Klugen sprechen: „Herr, warum nimmst Du diese auf?“ Und er wird sagen: „Darum nehme ich sie auf, ihr Weisen, darum nehme ich sie auf, ihr Klugen, weil auch nicht einer von ihnen sich dessen selbst für würdig gehalten hat...“ Und er wird uns seine Hände entgegenstrecken, und wir werden vor ihm niederfallen...und werden weinen...und werden alles verstehen! Dann werden wir alles verstehen...!“ (F.D., Schuld und Sühne, S. 35-36)

Gott ist das „Wir“ derer, die auf der Erde zu keinem Recht kamen. Er sieht jeden Einzelnen. Das „Wir“ der Recht-mäßigen ist die objektive Moral, der „Blick von Nirgendwo“. Er sieht niemanden. Er ist nur eine Wertung. Nur ein Richtig und ein Falsch. Gott fordert die Liebe. „Der Blick von Nirgendwo“ fordert die Tat. Diese Aufteilung entspricht dem Ursprung beider. Wir müssen an dieser Stelle auf den fundamentalen Unterschied zwischen bei-

den Moralvorstellungen aufmerksam machen. Auf der einen Seite finden wir eine Moral, die handlungsunfähig – und unwillig ihre Heiligung darin findet, den Menschen das Leben zu erleichtern, ihnen Stütze zu sein, Glauben zu schenken und Hoffnung zu spenden. Sie erfordert ein möglichst reines und klares Leben „[denn] was nützte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, nähme aber Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben zur Lösung seiner Seele?“ (Bibel) Die Antwort ist – nichts. Der Glaube und die Liebe stehen hier im Mittelpunkt des Lebens. Der Glaube drückt das Vertrauen in die Welt und den herrschenden Willen Gottes aus. „Und Er sprach: Vater, bist Du willens, so laß diesen Kelch an Mir vorübergehen! Doch nicht Mein Wille, sondern der Deine geschehe!“ (Bibel) Die Liebe ist jene Stütze, die wir erhielten, um unseren Glauben zu ertragen und anderen den Glauben ertragen zu helfen. Das Leben ist eine Prüfung und Duldung. Entlohnung, Gerechtigkeit, alle Erwartungen, die wir hegen, werden in ein Jenseits transportiert, das wir uns „durch große Standhaftigkeit in Drangsalen, Ängsten und Nöten“ (Bibel) verdienen. Gott vergibt uns unsere Schwäche, die sich in der Reue über ein Fehlverhalten ausdrückt. Doch vergibt er uns auch unsere Stärke? – Wir

müssen nun auf jenen „Blick von Nirgendwo“ zu sprechen kommen, der das „Wir“ innerhalb einer Gemeinschaft ist. Wenn wir uns fragen, nach welchem Maßstab dieser „Blick von Nirgendwo“ wertet, dann stellen wir fest, dass es einen solchen Maßstab nicht gibt; dass er sich vielmehr dadurch auszeichnet, dass er nicht auf irgendeiner Grundlage wertet, sondern, dass er vielmehr nur noch wertet. Er erkennt keinen Maßstab an, weil er nicht fragt, was für Dich oder für mich richtig oder falsch ist, sondern, was für alle richtig oder falsch ist. Er fragt nicht, was für immer und ewig richtig oder falsch ist, sondern was gerade jetzt, in diesem Augenblick, richtig oder falsch ist. Er richtet sich nicht, nach einer Moral, gesellschaftlichen Regeln, nach Normen und Gesetzen – und wir wissen warum – weil er es ist, der Normen und Gesetze, der die Moral rechtfertigt hat, bevor es die Götter, oder der eine Gott taten. „Deshalb sage ich Dir und bitte Dich, Dir das ganz fest ins Herz zu schreiben, dass es mir in dieser Frage um eine ernsthafte, notwendige und ewige Sache geht, so groß und so wichtig, dass sie auch unter Hingabe des Lebens behauptet und verteidigt werden muss, und wenn die ganze Welt darob nicht nur in Unfriede und Aufruhr versetzt, sondern auch ganz in ein einziges Chaos zusammengestürzt und vernichtet werden

sollte.“(M.L., Wille, S. 16)

Der objektive Blick ist rücksichtslos gegenüber dem Einzelnen, auch gegenüber sich selbst und stur auf seine Wahrheit gerichtet. „Objektiv, hart, fest, streng bleiben im Durchsetzen eines Gedankens – das bringen die Künstler noch am besten zustande: wenn einer aber Menschen dazu nötig hat (wie Lehrer, Staatsmänner usw.), da geht die Ruhe und Kälte und Härte schnell davon. Man kann bei Naturen wie Cäsar und Napoleon etwas ahnen von einem „interesselosen“ Arbeiten an ihrem Marmor, mag dabei von Menschen geopfert werden, was nur möglich. Auf dieser Bahn liegt die Zukunft der höchsten Menschen: die größte Verantwortlichkeit tragen und nicht daran zerbrechen.“ (F;N: Wille)

Wir ahnen das Problem, das der objektive Blick schafft. Und doch dürfen wir ihn genauso wenig überbewerten und falsch einordnen, wie die Nächstenliebe; denn er ist genau wie sie ein Produkt seiner Verhältnisse – nur entstammt er nicht dem Kreise der Rechtlosen, sondern demjenigen der Rechtmäßigen – sogar dem Kreise derjenigen Rechtmäßigen, die das Recht für alle anderen rechtfertigen; denn er selbst – dieser Blick, ist ja die Rechtfertigung. Was sind seine Gefahren? – Dass er in der Liebe zum Einzelnen das Wohl aller aus den Augen verliert; dass er um einem zu hel-

fen, die Gesamtheit opfert. Dass er im falschen Augenblick nicht die Stärke besitzt das für Alle Richtige zu wollen, weil er auf der Grundlage einer zweitpersonalen Verpflichtung oder von Mitgefühl einem gegenüber schwach wird – und damit die Gesamtheit gefährdet. Wie schützt er sich davor? „Rathe ich euch zur Nächstenliebe? Lieber noch rathe ich euch zur Nächsten-Flucht und zur Fernsten-Liebe! Höher als die Liebe zum Nächsten ist die Liebe zum Fernsten und Künftigen; höher noch als die Liebe zu Menschen ist die Liebe zu Sachen und Gespenstern.“(F.N;Z;S. 46) Durch Abstand, Distanz, durch den Blick nach vorn und nicht zur Seite – durch das Festhalten des Zieles und das Übersehen der Opfer. Warum sollte er sie sehen? – Es belastet ihn nur, und er weiß, dass sie ihn schwach machen, und vom Ziel ablenken. Dieser Blick braucht ein Ziel – weil sein Weg nicht definiert ist. Er kann nicht in Liebe tragen, sondern muss Recht sprechen – sagen, was Richtig oder Falsch ist, in Bezug worauf – überall und zu jeder Zeit; er muss das Handeln rechtfertigen; sowohl für sich, als auch für jene, die er überschaut. „Was ist das Grösste, das ihr erleben könnt? Das ist die Stunde der großen Verachtung. Die Stunde, in der euch auch euer Glück zum Ekel wird und ebenso eure Vernunft und eure Tugend.“(F.N., S.6)

Diese Stunde der großen Verachtung ist die Stunde der Handlung; der selbstlosen, recht – schaffenden, überschaubaren und unvernünftigen Handlung. Warum ist sie unvernünftig, wo sie doch aus dem Verstand, der objektiven Moral hervorging? – Weil die Entscheidung immer insofern unverständlich ist, als sie der Notwendigkeit des sofortigen Handelns entspringt. Sie ist nur soweit durchdacht, wie es die Zeit hergab. Sie ist soweit unverständlich, wie sie die Wertung gezwungenermaßen irgendwann abbrach und zur Tat schritt. Alle Tat ist insofern unverständlich, als ihr der Abbruch einer Wertung zuvorging. Eine Wertung, die aber keinen Abbruch kennt, schafft keine Tat – heißt, sie vermag es nicht ein Richtig und Falsch zu setzen, weil sie sich schlichtweg nicht für ein Richtig oder Falsch entscheiden konnte – und demnach schafft keine Tat auch kein Recht. Das heißt im Gegenzug, dass ein Recht nur dort ist, wo wir eine Entscheidung über Richtig und Falsch finden – wo wir den Abbruch einer Wertung voraussetzen, dem gezwungenermaßen eine Tat folgt.

Wir müssen nun verstehen, dass wir gerade versucht haben der Quelle des Rechts der Rechtmäßigen auf den Grund zu gehen. Die Rechtmäßigen schaffen kein Recht, sondern wenden ein Recht an. Sie sind das Kollektiv, die Gemein-

schaft, die ihre Moral, ihr Richtig und Falsch, und damit das Recht, durch Zeit und Geschichte tragen. Das Recht selbst entspringt der Wertung des objektiven Blickes, dem eine Tat folgt. Das Recht schafft also derjenige, der Tatsachen schafft. Es ist kein Recht des Stärkeren, sondern ein Recht des Handelnden; dessen, der „neue Werthe auf neue Tafeln [schreibt]“ (F.N., Z, S.14); indem er neue Werte durch neues Handeln schafft und sie andere aufschreiben und leben lässt. Es mag zu einfach erscheinen, das Recht dorthin zu verlagern, wo die Macht des Handelns liegt und doch hilft es uns zu verstehen, dass nicht die Frage, ob jemand Recht hat, sondern warum er Recht hat, eine Antwort erwarten lässt, die uns weiterhilft. Nicht die Frage, ob die Mächtigen dieser Welt im Recht sind und waren; nicht die Frage, ob Caesar, Napoleon, Hitler, Stalin, Mao Zedong, Churchill, Putin oder Xi Jinping, Elon Musk oder Bill Gates im Recht sind oder waren; sondern die Frage, warum sie und eben nicht Andere, vielleicht Bessere, das stärkere Recht des Handelns auf ihrer Seite haben und hatten, führt uns zu einem Verständnis ihrer und unserer Zeiten, das sich nicht zu urteilen anschickt, wo es keines Urteils bedarf, weil ihm keine Handlung folgt; das aber die wirklichen Konsequenzen eigenen Rechts – und

Unrechtsempfindens in Klarheit erkennt. Denn ein Unrechtsempfinden, dem kein Aufbäumen folgt, ist eben kein wahres Unrechtsempfinden, weil es keine Tat hervorbringt – und dementsprechend gar keine abschließende Wertung vornahm, die aber erst fähig ist, neues Recht zu schaffen; dem gegenüber dann das alte Recht als Unrecht erschiene. Erst wo ein neues Recht entsteht, verfällt ein altes Recht in Unrecht. Wer sich aus dem alten Recht löst, ohne ein neues zu setzen, wer sich also in die Passivität der Rechtlosigkeit begibt, also die Handlungslosigkeit dem sonstigen Handeln vorzieht, der nimmt sich mit dem Recht des Handelns auch das Recht des Urteilens. Und damit gibt es ihm gegenüber gar kein Unrecht. Die Anerkennung des Rechts des Handelns fordert nicht nur eine klare Erkenntnis über den Sitz der Macht – da wir dort auch das Recht finden – sondern auch ein stetiges Hinterfragen eigener Macht und Ohnmacht. Wann fühle ich mich verpflichtet zu handeln, weil ich eine eigene Wertung vorgenommen habe, die mir ein bestimmtes Richtig vorschreibt? Was tue ich, wenn ich mich der Macht gegenüber ohnmächtig finde, aber nicht Handeln will, wie sie es von mir verlangt? Wann muss ich das Recht, das sich mir in der Macht aufdrängt, als das Recht der Stunde akzeptieren, weil ich schlicht keine Al-

ternative weiß? Wir finden in der Verknüpfung von Recht und Macht auch den Grund, warum es stets nur wenige waren, die ein Recht in sich fühlten, die Ketten der alten Macht zu brechen, und einer neuen den Weg zu ebnet; denn sich nicht nur der Gewalt der Macht, sondern auch der Verantwortung für Unruhe und Chaos gegenüber der Gemeinschaft auszusetzen, erforderte ein hohes Maß an objektiver Moral – die das Ausbrechen aus dem Netz aus alten kollektiven und zweitpersonalen Verpflichtungen erst möglich machte.

Wir haben also nun zwei „Wir`s“ erkannt: das „Wir“ der Rechtlosen – ein gütiger Gott – und das „Wir“ der Rechtmäßigen – der „Blick von Nirgendwo“, der Verstand. Die Güte kennt keine Entscheidung für oder wider und ist damit zur Handlungslosigkeit verdammt. Die Entscheidung für oder wider kennt keine Güte und ist damit zur Tat verdammt. „Verstand und Güte sind die beiden Pole, um deren Axe sich die Kugel der Humanität bewegt.“ (J.G.H, Briefe) Was wäre nun, wenn wir einen Gott hätten, der alles versteht und jeden Einzelnen sieht, aber dennoch eine Entscheidung für oder wider treffen muss? Was wäre nun, wenn wir einen Verstand hätten, der eine Entscheidung treffen muss, aber plötzlich beginnt, Einzelne zu erken-

nen und zu verstehen? In jedem Fall litten Gott und der Verstand wie der Einzelne und müssten doch die richtige Entscheidung treffen. In jedem Fall würden sie plötzlich erfassen, welche Konsequenzen ihre Entscheidungen haben; welche Verantwortung sie tragen, indem sie diesen oder jenen für ein Richtig oder Falsch der Gemeinschaft opfern oder leiden lassen; jede Entscheidung wiegt schwer, weil sie ein Wägen und Abwägen bedeutet. Und Mitleiden ist hier nicht Schwäche noch Verachtung, sondern die am eigenen Leib spürbare Qual der Verantwortung trotz des Verstehens – die richtige Entscheidung treffen zu müssen. Kann ein Mensch dies ertragen? – Vielleicht – aber kein Entschluss fällt ihm leicht; es ist ein stetes schweres Wägen und Quälen und ein Handeln wird schwerer und schwerer, bis es vielleicht ganz aufhört? – Doch wir sollten vielleicht erst fragen, ob ein Gott dies ertragen kann.

„Gott ist tot; an seinem Mitleiden mit den Menschen ist Gott gestorben.“ (F.N., Z, S. 69) Wir wagen nun den Sprung in eine Zeit, die den Ausgleich von Verstand und Güte, die Humanität, die Menschlichkeit, als Hemmnis der menschlichen Entwicklungsgeschichte brandmarkte, und mit dem alten Gott auch ihr Mitleid in den Tod schickte; weil ihr beides als unnötiger Ballast erschien. Wir

wollen an dieser Stelle nicht mit einer Analyse unseres letzten Jahrhunderts fortfahren; mit zwei Weltkriegen, Millionen Toten, Ideen und Ideologien, die die Unmenschlichkeit zur Staatsräson erhoben, und die Massentötungen von Zivilisten überall auf der Welt zum Wohle einer größeren Zukunft, eines fernen Zieles, „einer Fernstenliebe“, rechtfertigten – wir wollen nur kurz auf die Frage eingehen, was blieb, als Gott starb; als also jene „Moral“ der Rechtlosen, die sich über 2000 Jahre zu dem über Staats – und Völkergrenzen hinaus einigenden Band zumindest innerhalb der westlichen Welt entwickelte hatte – plötzlich mehr oder minder wegbrach – und ein Vakuum hinterließ, das einen Sog in alle möglichen Richtungen entfaltete. Die Gründe für den Abfall vom Christentum liegen auf der Hand. Denn durch die fortschreitende Liberalisierung und Demokratisierung der westlichen Gesellschaften im 18. und 19. Jahrhundert löste sich die Masse des Volkes aus dem Zustand der Rechtlosigkeit und es stellte sich nun weniger die Frage, wie man sein Leben ertragen, als vielmehr wie man es gestalten wollte. Auf diese Frage konnte das Christentum aber keine Antworten geben. Wie nun aber Gott sich aus der Gemeinschaft zurückzog, so bedurfte die Gemeinschaft einer neuen Rechtfertigung – einer neuen

objektiven Moral. Die Glaubensgemeinschaft des Mittelalters und der Neuzeit löste sich wieder in jene Kultur – und Völkergruppen, also Nationen auf, wie wir sie aus voriger Zeit schon gekannt hatten. Die objektive Moral, das „Wir“ äußerte sich nun in Begriffen wie Vaterland, Volk, Staat und Reich – allerdings war dies erst der Anfang vom Ende.

„Dieser [der erste Welt -] Krieg ist nicht das Ende, sondern der Auftakt der Gewalt. Er ist die Hammerschmiede, in der die Welt in neue Grenzen und neue Gemeinschaften zerschlagen wird. Neue Formen wollen mit Blut erfüllt werden, und die Macht will gepackt werden mit harter Faust.“

„Der Krieger setzt sich am schärfsten für seine Sache ein; das haben wir bewiesen, wir Frontsoldaten des Erdballs, ein jeder an seinem Platze. Wir waren die Tagelöhner einer besseren Zeit, wir haben das erstarrte Gefäß einer Welt zerschlagen, auf daß der Geist wieder flüssig werde. Wir haben das neue Gesicht der Erde gemeißelt, mögen es auch noch wenige erkennen.“ (E.J., Krieg, S.70-71) „Gewiß, es ist vielleicht schade um uns. Vielleicht opfern wir uns auch für etwas Unwesentliches. Aber unseren Wert kann uns keiner nehmen. Nicht wofür wir kämpfen ist das Wesentliche, sondern wie wir kämpfen. Dem Ziel entgegen, bis wir siegen oder bleiben.“ (E.J., Krieg, S.71-72) „Gewiß

wird der Kampf durch seine Sache geheiligt; mehr noch wird eine Sache durch Kampf geheiligt.“ (E.J., Krieg, S.45) Was blieb? Nicht Gott, nicht die Gemeinschaft, keine alten Formen, sondern allein der Wert, den sich der Einzelne im Strudel der Zeit selbst noch zu geben vermochte.

„Sie sollten uns Achtzehnjährigen Vermittler und Führer zur Welt des Erwachsenenenseins werden, zur Welt der Arbeit, der Pflicht, der Kultur und des Fortschritts, zur Zukunft. (...) Das erste Trommelfeuer zeigte uns unseren Irrtum, und unter ihm stürzte die Weltanschauung zusammen, die sie uns gelehrt hatten.“(E.M.R, Westen, S.17) Das Vaterland und die Nation überlebten die beiden Weltkriege nicht. Es war aller Welt augenscheinlich geworden, dass eine objektive Moral, also ein „Wir“, das sich auf diese oder jene Kulturgruppe beschränkte und auch nur ihr gegenüber moralische Verpflichtungen rechtfertigte, die Welt in jenes Chaos gestürzt hatte. Millionen Menschen töteten sich gegenseitig auf der Grundlage dieser Kollektivmoral. Sie hatten sich nie gesehen. Sie waren Bauern, Handwerker, Arbeiter, Studenten, Schüler – „Ein Befehl hatte diese stillen Gestalten zu unseren Feinden gemacht; ein Befehl könnte sie in unsere Freunde verwandeln.“ (E.M.R., S. 172) „Wie sinnlos ist alles, was je geschrieben, getan, ge-

dacht wurde, wenn so etwas möglich ist? Es muss alles gelogen und belanglos sein, wenn die Kultur von Jahrtausenden nicht einmal verhindern konnte, dass diese Ströme von Blut vergossen wurden, dass diese Kerker der Qualen zu Hunderttausenden existieren. Erst das Lazarett zeigt, was der Krieg ist.“(E.M.R., S.233)

Aus heutiger Sicht ist es natürlich sehr einfach, jedem Einzelnen, der sich nicht dagegen auflehnte, eine Schuld zu unterstellen. Doch es missachtet die Tatsache, dass jeder Einzelne richtig in Bezug auf seine Moral gehandelt hat. Keiner war gegenüber demjenigen, den er tötete, im Unrecht, weil es zwischen ihnen kein Recht gab; weil ein gemeinsamer Bezugspunkt fehlte, der erst die Grundlage für einen moralischen Zwiespalt gebildet hätte – genau darin aber fand sich jene moralische Katastrophe, dass alle Richtig handelten und das Ergebnis die Zerstörung eines Kontinents und unzähliger Menschenleben war. Die zwangsläufige Folge musste eine Vergrößerung des „Wir`s“, also der moralischen Gemeinschaft sein. Dadurch wurde zum einen die Möglichkeit eines Konfliktes innerhalb dieser Gemeinschaft behoben; zum anderen ging mit der Vergrößerung und Erweiterung über kulturelle und nationale Grenzen hinaus eine Lockerung der kollektiven Verpflich-

tungen des Einzelnen einher. Wie sich aber der gemeinschaftliche Druck auf den Einzelnen löste, vergrößerte sich die Freiheit der persönlichen Entscheidungsgewalt und wir stellen am Ende unserer Entwicklung tatsächlich fest, dass wir uns in einer Gesellschaft wiederfinden, in der sich jeder Einzelne die Frage was gut und böse und richtig und falsch ist, selber beantworten muss, weil es niemanden gibt, der sich anmaßt, dies für alle beantworten zu können. Wir können daraus das Fehlen von Führern, das Fehlen einer Gemeinschaft oder die Stärke der einzelnen Individuen folgern; aber darüber wird die Geschichte ihr Urteil sprechen. Fakt ist, dass diese moralische Gemeinschaft, die sich nicht auf jenes „Wir“ oder dieses „Wir“ beschränkt, in unseren Zeiten in einem sehr starken Recht ist – gegenüber allen anderen moralischen Gemeinschaften, die versuchen auf der Grundlage eines einzelnen „Wir`s“ Rechte, die aus diesem größeren „Wir“ entspringen, zu verletzen. Die westlichen Mächte spielen die Weltpolizei, weil sie kollektive „Wir`s“ nicht akzeptieren dürfen, wenn sie jene einschränken, die aus westlicher Sicht zur moralischen Gemeinschaft gehören – und das sind alle Menschen. Das Recht des Westens – also das Recht auf individuelle Freiheit – scheint heute auf einem Großteil der

Erde unbestreitbar – trotz Ländern, wie China – und die Gründe sind dieselben, die dem Christentum 1000 Jahre lang Recht gaben. Wie das Christentum in Zeiten, in denen ein Großteil der Bevölkerung in einem Zustand der Rechtlosigkeit verharrte, zu einer lebensnotwendigen Stütze der gesellschaftlichen Ordnung wurde, so ist die Forderung nach individueller Freiheit die zwangsmäßige Folge einer sich wirtschaftlich im Aufschwung befindlichen Gesellschaft, die den Menschen durch wachsenden Wohlstand eine freie Gestaltung ihres Lebens ermöglicht. Es ist einfach, anderen ein Unrecht vorzuhalten. Doch selbst Recht zu schaffen ist schwer. Sich mit dem Recht der Mächtigen zu beschäftigen, heißt sich die Frage zu stellen, warum jene Mächtigen an der Macht – und damit im Recht sind – warum sie also Recht haben – und man selbst nicht. Es weist uns darauf hin, dass man ein Recht nicht erbetteln oder erschleichen, sondern nur erkämpfen kann; wie die Mächtigen von heute es sich gestern erkämpft haben; dass wer aber nicht willens ist zu kämpfen, darin sein eigenes Unrecht anerkennt. Es gibt kein Recht derer, die kritisieren, aber nicht handeln. Es gibt auch keine Möglichkeit innerhalb einer Gemeinschaft sich der Verantwortung zu entziehen. Entweder wählt man den Weg der Rechtlosigkeit – dann

ist man bereit in Liebe alles zu tragen – oder man wählt den Weg der Mitbestimmung. Dann ist man bereit zu handeln und zu kämpfen. Wer nicht bereit ist zu handeln, der muss sich an das Tragen gewöhnen. Dazwischen gibt es nichts.

Ich möchte zum Schluss meiner Ausführung auf den Begriff der historischen Größe eingehen und einen Versuch zur Beantwortung meiner Anfangsfrage wagen. Wir haben diese Größe sowohl im „Wir“ der Rechtlosen als auch im „Wir“ der Rechtmäßigen gefunden. Das eine Mal ist sie Gott, das andere Mal der Schaffende. Ein Mensch, der Gott spielt, ist eine Anmaßung, weil er sich den anderen Menschen gegenüber erhöht. „Wer sich aber selbst erhöht, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“ (Bibel) Der Schaffende ist jener, der „neue Werte auf neue Tafeln“ schreibt; die Alten aber fortwirft. Beide Formen der Größe aber haben etwas gemeinsam, weswegen sie zuweilen nur schwierig voneinander zu trennen sind – ein Stück des Grauens, eine Verkörperung des Stolzes, die den Guten kalt über den Rücken läuft, ein Böses – das sich nennt Verachtung und das auf der einen Seite Schäfchen, auf der anderen Seite Marmor, auf beiden Seiten aber Knechte zu seinen Füßen sieht. Das eine Mal nähert sie sich uns als Güte, das andere Mal als Verstand.

Die Größe der Güte zeichnet sich dadurch aus, dass sie alles vergibt; weil sie nicht verurteilt – weil wir nur verurteilen, von wem wir etwas erwarten; nur, wenn wir uns auf ein gleiches Recht, auf ein gleiches „Wir“, berufen. Die Größe gesteht aber niemandem zu, sich mit ihr auf ein gleiches Recht berufen zu dürfen. Sie gesteht niemandem ein „Wir“ mit sich zu. Das ist ihre Verachtung. Würde sie Dich verurteilen, wüsstest Du, dass sie dich achtet. Die Größe zeichnet sich sogar dadurch aus, dass wir uns ihrer Verachtung nicht einmal schämen. Wir schämen uns nicht ihrer Vergebung und nicht ihrer Freisprechung, weil wir anerkennen, dass sie ein Recht dazu hat. Die Größe des Verstandes ist seine Härte. Er setzt sich ein Ziel und wählt die Mittel. Er will das Ziel und also auch die Mittel. Er rechtfertigt seine Mittel nicht durch sein Ziel; sondern allein durch sich selbst. Nichts ist richtig oder falsch aus diesen oder jenen Gründen; alles ist richtig oder falsch in Bezug auf das Ziel. Das Ziel heiligt nicht ihn, aber er heiligt das Ziel. Der Böse ist so lange böse, wie er es nicht geschafft hat, den Guten sein Recht aufzuzwingen. Der Böse schafft das neue Recht, der Gute wendet es an. Der Gute wittert die Verachtung des Bösen – in einem Blick, einem Satz. In dieser Verachtung aber spürt der Gute ein fremdes Recht, das

sich wie eine Gewitterwolke über ihm zusammenbraut. Es raubt ihm seine Ruhe, weil es den Frieden seines Gewissens bedroht; denn in dem Augenblick, in dem sich dem Guten ein weiteres Recht offenbart, stellt er sich die Frage, ob er dem richtigen Recht dient, oder nicht doch dem Falschen. Er hat nun zwei Möglichkeiten. Entweder schlägt er den Bösen so schnell wie möglich an das Kreuz – das ist der am häufigsten eingeschlagene Weg – oder er nähert sich dem Bösen und wird dessen erster Guter.

Was dem Guten Bedrohlichkeit verleiht, ist sein Kollektiv. Der Böse ist ein Mensch, aber der Gute ist ein Staat. „Ihr habt alle nicht den Mut, einen Menschen zu töten oder auch nur zu peitschen (...) –, aber die ungeheure Maschine von Staat überwältigt den Einzelnen, so daß er die Verantwortlichkeit für das, was er tut, ablehnt (Gehorsam, Eid usw.)“ (F.N., Wille) Jesus starb am Kreuz als Böser mit den Worten „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“ (Bibel) – und er sagte es in einer großen Liebe und Ehrlichkeit – und in einer großen Verachtung. Sie müssen ihn für diese Worte gehasst haben, weil sie wussten, dass er Recht hatte; dass er mit diesen Worten noch in seinem Tod, einen Sieg über sie davontrug. Darin aber drückte sich alle Kälte, alle Unsicherheit, alle Ohnmacht und zu guter Letzt

auch alle Unehrlichkeit aus, dass sie seinen Sieg über sie nicht anerkennen konnten – nicht anerkennen wollten. Sie konnten und wollten ihm nicht Recht geben, weil sie sich sonst selbst eines Unrechtes hätten bezichtigen müssen – und gerade das konnten sie nicht. Sie waren unfähig ihr eigenes Unrecht zuzugeben, selbst wenn sie es erkannten, weil das von ihnen das Eingeständnis verlangt hätte, dass sie sich selbst kurz außerhalb des eigenen Rechts befunden hatten. Das aber war ihnen eine Versuchung, die ihnen ein großes Grauen bereitete; weil die Gemeinschaft und damit ihr Recht ihr Leben war, und sie das nicht für jene kleine Versuchung auf das Spiel setzen wollten. Das ist verständlich und es ist wahrscheinlich auch richtig. Sie akzeptierten das kleine Unrecht zu Ehren des größeren Rechts. Dass vor jedem kleinen Unrecht der Guten eines großen Staates aber am Ende das Unrecht vereinzelter Böser einmal verblissen sollte, hatte vielleicht niemand geahnt. Der Gute ist nur ein halber Mensch – weil er zur anderen Hälfte einer Macht angehört, der er sich nur ganz bedingt bewusst ist – es ist das Kollektiv, das tief in seiner Seele verankert ist, und ihm einen Willen aufzwingt. Es ist eine Urangst vor dem Alleinsein, vor dem Ausgestoßensein – vor der Einsamkeit in der Steppe unter den hungrigen Augen von Geiern und

Hyänen, die nur darauf warten, dass Dich die Kraft verlässt. Der Gute wird immer den Bösen an das Kreuz schlagen, und der Böse wird immer als Märtyrer auferstehen und einen neuen Weg des Guten begründen.

Wir kommen hiermit an das Ende dieser kurzen Darstellung der menschlichen Moral, wie sie sich mir bis hierher offenbart hat. Ich gebe zu, dass dieser Text seinem Thema bei Weitem nicht gerecht werden konnte. Wer sich mit der menschlichen Seele zu beschäftigen beginnt, der begreift schnell, dass sie in abstrakten Formen und verallgemeinerten Begriffen nur schwierig zu fassen – und noch schwieriger zu verstehen ist. Wir brauchen eine Fülle an Bildern, um jene Strukturen mit Leben zu füllen, die ich hier versucht habe in ihren Grundzügen wiederzugeben. Mir waren weder Zeit noch Platz vergönnt, um dies an dieser Stelle auszuführen. Was mir bleibt, ist die Frage zu beantworten, die mir nun schon mehrfach gestellt wurde, und die ich jedes Mal gleich, wenn auch merklich unbewusst beantwortete. Ich glaube an die Menschlichkeit, weil ich an den Menschen glaube. Wie mag man das verstehen? – Wer sich mit den Gedanken, dem Leid, den Hoffnungen und Träumen von Menschen aus allen Zeiten beschäftigt, der erkennt schnell, dass er hier auf einen Schatz gesto-

ßen ist, der unerschöpflich Großes und Schönes der Nachwelt erhalten hat. Es gibt keine Worte, um zu beschreiben, wieviel Liebe und Aufopferung noch in dem schwächsten und verworfensten Menschen geweckt werden konnte; wenn sich nur einer fand, der noch an ihn glauben mochte. Es gibt keine Worte um zu beschreiben, wie hinter allem Schlechten und Falschen und Schwachen und Bösen, in allem Schmutz und aller Schande, in aller Schmach und allem Übel, doch zugewuchert und zugestellt, verkannt und verraten, irgendwo ein Mensch zu finden war, der vielleicht in seinem Leiden sich selbst verleugnete; der vielleicht in seiner Schwäche andere verleugnete; der aber doch in allem seinem Bösen nur offenbarte, dass er nie gelernt hatte zu vertrauen; weil ihm nie jemand vertraut hatte; der nie gelernt hatte zu vergeben; weil ihm nie jemand vergeben hatte; der nie gelernt hatte sich selbst und auch andere zu lieben, weil ihn nie jemand geliebt hatte. Wenn wir vorhin festhielten, dass Verachtung ein Zeichen von Größe ist, dann möchte ich hier hinzufügen: Verständnis. Verachtung ist Güte und Verstand; aber Verständnis ist die Güte eines Freundes, nicht eines Gottes. Verachtung erzwingt die Handlung, aber Verständnis verpflichtet zur Verantwortung. Es war leicht Gott mit seinem Mitleid in den Tod

zu schicken, um sich vom Mitleid – das heißt Verständnis – zu befreien, wie der Gute vom Bösen, wenn er ihn an das Kreuz nagelte. Aber es zeugte auch vom Eingeständnis der eigenen Schwäche, ja der eigenen Rechtlosigkeit, die ihr Recht vor den anschuldigenden Blicken des Verständnisses zu schützen suchte, indem sie sich dessen entledigte. Dem Selbstschutz und der Förderung der Leichtigkeit entsprach es allemal. Es verhinderte aber eine Auslese der Menschen, die sich nicht davor scheuten zu verstehen – und trotzdem zu handeln. Ist es möglich? – Wenn das Handeln trotz des Verstehens ein Recht hat, dann ist es möglich. Wenn es nur ein Recht hat, wenn wir uns dem Verständnis verschließen – spricht dieses Recht sein eigenes Urteil – gewogen und für zu leicht befunden.

„Und er wird sagen: „Schweine seid ihr, Ebenbilder des Viehes; aber kommet auch ihr zu mir!“ Da werden die Weisen und die Klugen sprechen: „Herr, warum nimmst Du diese auf?“ Und er wird sagen: „Darum nehme ich sie auf, ihr Weisen, darum nehme ich sie auf, ihr Klugen, weil auch nicht einer von ihnen sich dessen selbst für würdig gehalten hat...“ (F.D., Schuld und Sühne, S. 35-36)

„Verstand und Güte sind die beiden Pole, um deren Axe

sich die Kugel der Humanität bewegt.“(J.G.H., Briefe)

(Johann Gottfried Herder: Briefe zur Beförderung der Humanität: Zweite Sammlung 25.)

(Ernst Jünger: Der Krieg als inneres Erlebnis)

(Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues)

(Michael Tomasello: Eine Naturgeschichte der Moral)

(Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra)

(Friedrich Nietzsche: Der Wille zur Macht)

(Fjodor Dostojewski: Schuld und Sühne)

